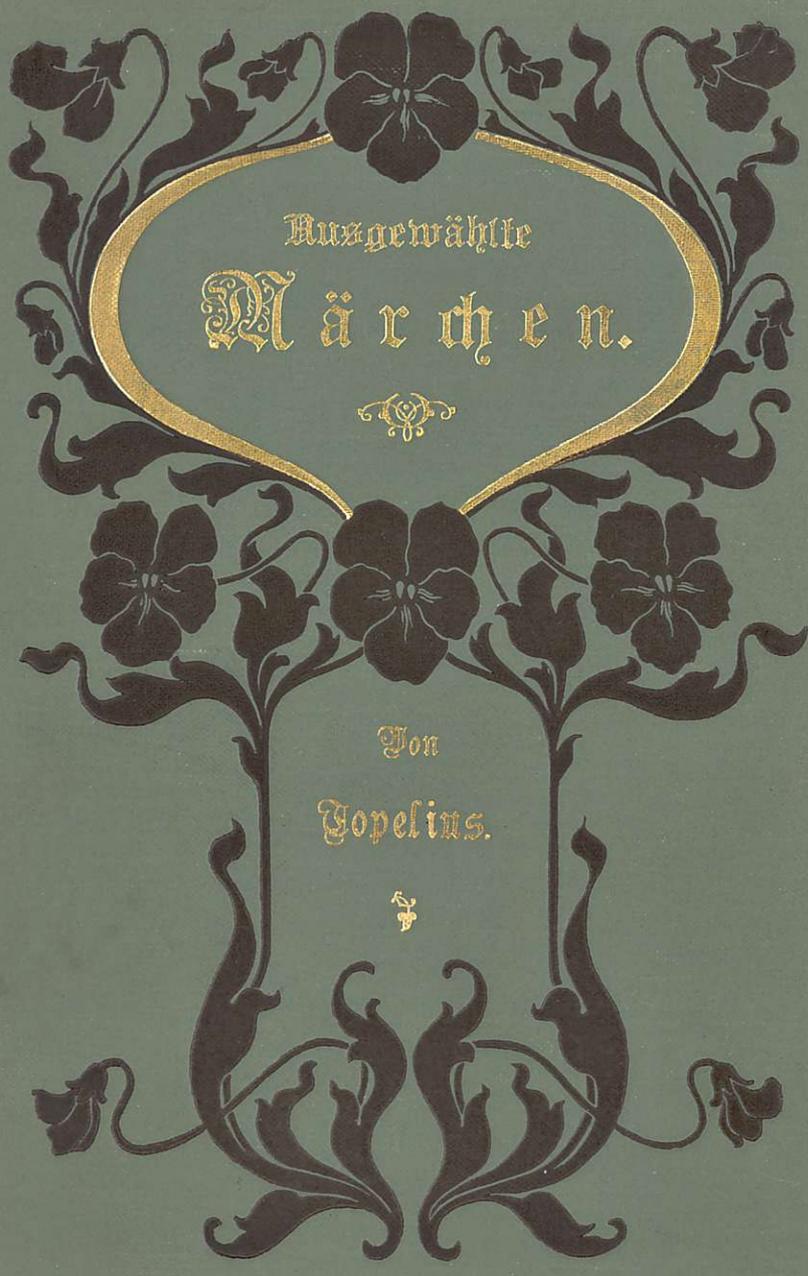


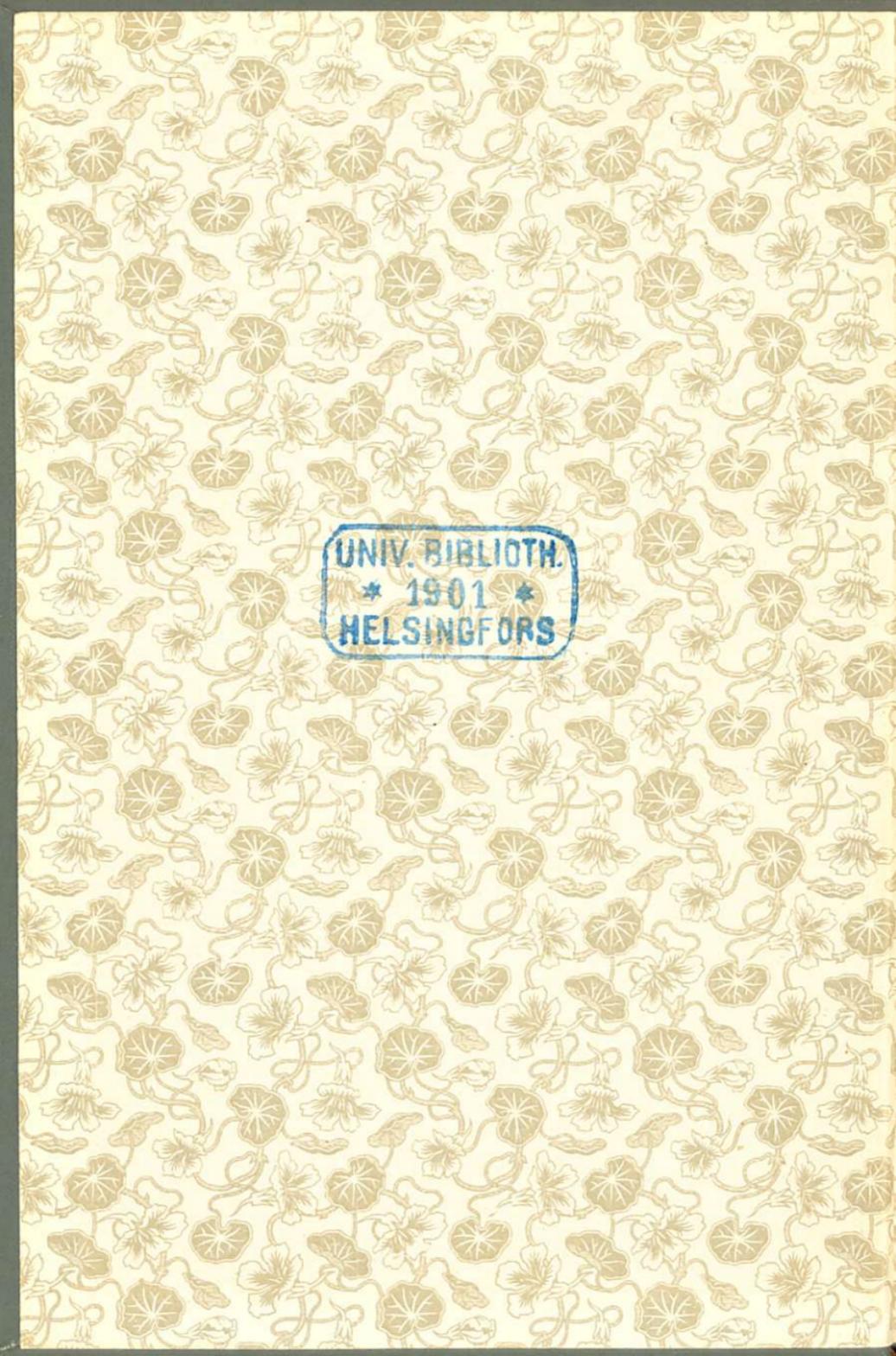
Ausgewählte  
Märchen.

Von  
Gopelius.

Ausgewählte  
Märchen.

Von  
Gopelius.





UNIV. BIBLIOTH.  
\* 1901 \*  
HELSINGFORS





Ausgewählte  
**Märchen.**

---

Von

**Topelius.**

---

Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen

von

**Alberta Schnell.**



Dresden und Leipzig.

**G. Pierson's Verlag.**

1899.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

## Inhalt.

---

	Seite
Die Federinseln . . . . .	1
Der kleine Hans . . . . .	15
Himmelhoch und Wolkenbart . . . . .	29
Sternauge . . . . .	45
Die Birke und ihre stolzen Pläne . . . . .	64
Die Waldanemone . . . . .	75
Prinzessin Lindagull . . . . .	82
Das Zündholz . . . . .	121
Die Ameisenburg und Graumoos . . . . .	130
Luftschlösser . . . . .	139
Wie die Ameise zum Doctor reiste . . . . .	156
Birke und Stern . . . . .	164
Adalmina's Perle . . . . .	181







## Die Federinseln.

Weit draußen im Bottnischen Meerbusen zwischen Schweden und Finnland liegen einige kleine, grüne Inseln, die Federinseln genannt. Sie sind gar schön, und es scheint kaum glaublich, daß mitten im wilden Meer, wo die Wogen sich haushoch thürmen, wo in den Herbstnächten so manches Schiff untergeht, daß dort so frische, heitere, grüne Inseln dem müden Seefahrer einen freundlichen Hafen bieten. Dort bläst kein Sturm, schwillt keine Woge, und nie ertönt über der schäumenden Brandung der einförmige Schrei der Möve. Alles athmet dort süßen Frieden; der Wind ruht, die Woge schlummert, leise, leise singen die Vögel, und mit silbernem Glanz spielt der Monden-

schein auf duftenden Blumen, die in der Abendkühle den klaren Thau trinken.

Ach für den, der in seinem Schifflein auf dem Meer des Lebens mit Wind und Wetter gekämpft hat, für den ist's wohl lieblich, endlich an dem schönen, heitren Strand der Federinseln Ruhe zu finden. Aber Viele suchen vergebens danach, werden Tag und Nacht auf den Wellen umhergeworfen, und nie finden sie die Federinseln. Wie Mancher gäbe gern Gold und Besitz an Land und Wald dafür, wenn er sie fände, aber vor ihm versinken sie tief, tief in die See.

Dem es ist etwas Eigenes, Geheimnißvolles um diese Federinseln: es giebt keinen noch so sicheren und erfahrenen Steuermann, und hätte er die Welt umsegelt, der am hellen Tage, wenn Mensch und Thier in voller Kraft arbeiten, die Federinseln zu finden vermöchte. Aber wenn er müde von Arbeit und Wachen, fromm sein Gebet gesprochen hat, sich dann still in sein Boot legt und sich von der Strömung treiben läßt, dann gelangt er so sicher dahin, als hätte er mit Hülfe von Kompaß und Seekarte gesteuert. Denn man kommt dahin nur durch dreierlei unergründlich tiefe Fahrwässer, die auf keiner Seekarte verzeichnet stehn, und

diese heißen: „der Arbeitskanal, das Gesundheitshaff und die Bucht des guten Gewissens.“

Es kommt auch wohl vor, daß man allein durch das letztgenannte Fahrwasser die Federinseln erreicht, besonders Kranke und Trauernde. Dort vergessen sie jeden Schmerz und lehnen das müde Haupt wie gute Kinder an den Schooß der Mutter Natur.

Dies scheint dir vielleicht wunderbar, und du meinst, daß diese Inseln überhaupt nicht zu finden sind, aber sie sind so gewiß zu finden, wie die Sonne über Gute und Böse jeden Morgen aufgeht und jeden Abend untergeht. Frage nur alle artigen Kinder, die kennen die Federinseln. Es ist unmöglich, ihre Lage zu bezeichnen, denn es verhält sich damit, wie mit der alten Sage von der Insel Gothland.

Jeden Morgen beim ersten Hahnenschrei versinken sie mit all ihrer Herrlichkeit in die tiefe See, und jeden Abend, wenn die Schatten länger werden, wenn die Sterne des Himmels anfangen zu funkeln, dann steigt dies lichtgraue Meeresgeheimniß wieder empor aus der Tiefe. Da schwimmen sie dann, so leicht wie Daunen und Federn, auf der blanken Fläche, und davon stammt wahrscheinlich ihr Name, falls er nicht zufällig von etwas Anderem her stammt.

Auf diesen lieblichen Inseln, mitten im dichten Walde, in geheimnißvoll heiliger Stille befindet sich eine Grotte aus Schnecken erbaut, geschmückt mit aller irdischen Pracht, mit aller Herrlichkeit des Abendhimmels und jeglichem Reichthum des Meeres.

Da blitzen die hellsten Sterne, da flimmern die prächtigsten Edelsteine. Auf köstlichen Korallentreppen steigt der Wanderer in Perlmutterssäle hinab, wo die Wände aus klarem Golde sich in silbern glänzendem Boden, in krystallinem Dach spiegeln. Tausend mal tausend ächte Perlen sind wie unzählige kleine Fenster-scheiben in die goldenen Wände eingefügt, und funkelnde Diamanten hängen wie Lichtflammen vom Dach herab. Alle Lieblingsblumen des Sommers hauchen hier die zartesten Wohlgerüche aus, und eine sanfte Betäubung, ein stiller Friede senkt sich auf den herab, der ihren Duft einathmet. Aber am stärksten von allen Blumen duftet hier die sonst so wenig beachtete Mohublüthe; hier steht sie nicht wie draußen auf blühendem Felde prächtig aber einfältig mit schönem Körper aber dummer Seele; hier entsteigt der dunkelrothen und schwarzförnigen Blumenkrone ein berauscher Hauch, der süßer wie süßester Honig weithin über die Federinseln streicht.

Viele hunderte, ja unzählige Säle liegen in dieser schönen Grotte, alle hoch und strahlend hell, aber nicht in weißem Tageslicht, sondern in Sternenlicht und Mondenschein, wie es Nachts über schönen Seen glänzt. Wenn man daher aus blendendem Sonnenlicht hineintritt, so glaubt man Anfangs in eine wunderbare, schattenhafte, dämmerige Welt zu kommen. Aber bald sieht man, wie Alles in eigen wunderbarem Glanz schimmert, ohne irgendwie zu blenden. Und in dieser milden Beleuchtung erkennt man deutlich die Züge seiner Lieben, und alle guten, alten Bekannten.

Da kommen dir deine besten Freunde entgegen, ganz als wären sie dort zu Hause, umarmen dich und heißen dich herzlich willkommen. Ja, lebten sie auch in der Ferne, am äußersten Rande des Erdballs oder wären sie bereits zur ewigen Ruhe eingegangen, hättest du auch am grünen Rasen ihres Grabes tausend Thränen geweint, so erscheinen sie dir hier in blühender Gesundheit und Jugend, so heiter, so glücklich, als hätten Schmerz oder Tod euch nie geschieden.

Du nimmst ihre Hand, du küssest ihre Wange und meinst, daß Alles wie sonst ist; da spielt ihr wieder die alten Spiele. Den prächtigen Ball, den

du als Kind bekamst, und der längst sich verlaufen, wer weiß wohin, den findest du wieder, er ist elastisch wie sonst und tanzt wie kein Ball in der Welt. Und die alte, liebe Puppe, die längst Kopf und Beine einbüßte, und das gemalte, hölzerne Pferd, das du einst als Tullkapp erzieltest, und das bald alle Beine verlor, und das hübsche Bilderbuch, das die kleine Schwester in deiner Abwesenheit zerriß, und gar der Schlitten mit den eisenbeschlagenen Rufen, der alle anderen Schlitten überholte, und um den du so sehr weintest, als er gestohlen wurde — Alles das findest du wieder, so neu, so hübsch wie früher. Der Ball ist ohne einen Flecken, die Puppe heil und sauber in ihrem ersten neuen Kleide, das Bilderbuch unbeschädigt, sogar ohne Eselsohren, das Pferd hat seine richtigen vier Beine, und der Schlitten möchte nichts lieber, als nur gleich vom Hügel hinunterfahren. Ja, wer kann denn an solches Glück glauben? Aber sieh, es ist so, und es ist prächtig.

Nun möchtest du spielen, aber das geht nicht wie gewöhnlich zu. Unter den Händen verschwindet dir ein Spielzeug, du weißt nicht wie, aber sofort hältst du ein anderes in der Hand, das du gar nicht selber genommen hast. Auf die nämliche, wunderliche Weise

kommen und gehen deine Freunde; du selbst bist bald hier, bald dort, aber wenn du es recht eilig hast, so wirst du nie fertig und kommst nicht vom Fleck. Zuweilen reiseſt du durch die Luft, und wenn du gerade in der alten Heimath ſpielſt, wo dir Alles ſo bekannt iſt, dann befindeſt du dich plötzlich in der Schule und ſagſt deine Aufgabe her und weiſt gar nicht, wie du dahin gekommen biſt.

Und wenn du eben noch im Boot geſeſſen haſt und mit einem Ruderſchlag viele Meilen vorwärts gefahren warſt, dann befindeſt du dich plötzlich auf einem hohen Berge. Aber das wundert dich nicht im Geringeſten. Der Hund, der dich geſtern ſo böſe anbellte, iſt plötzlich der Hund, der vor Jahren nach deinem Stock in's Waſſer ſprang. Der Schullehrer hat ſich in den kleinen Jungen verwandelt, der früher die Rüche hütete. Du ſelbſt biſt ſo klein, daß du nicht einmal deine Schuhbänder binden kannſt, zugleich aber biſt du groß und alt und haſt viele kleine Kinder, für welche du Butterbröde ſtreichen mußt. Es ſcheint ganz natürlich, wenn aus einem Haus eine Katze wird, aus einem Pferd ein Baum und aus deinem Buch ein Pfefferkuchen. Du meiniſt, daß Alles gerade ſo iſt, wie es ſein muß, und würdeſt dich gar nicht wundern,

wenn du auf einmal sechs Ellen lang und tausend Jahre alt wärest.

Es ist unglaublich still und unbeschreiblich schön auf den Federinseln. Aber nicht fern davon liegen die Diestelinseln, und dahin steuern Manche, die in dieser Welt falschen Kurs halten und mit Trägheit und schlechtem Gewissen zu kämpfen haben. Dort liegt auch eine Grotte, deren Eingang dem der Federinseln ähnelt, und dadurch verirren sich Viele dahin. Das merkt man freilich bald genug. Zur Grotte der Diestelinseln führt ein schlüpfriger Gang in hartem Fels. Die feuchten Wände sind mit Schimmel bedeckt, das Dach mit Spinnweben. Statt der Rosen auf den Federinseln giebt es hier Nesselbeete, statt murmelnder Bäche reißende Ströme, statt zwitschernder Singvögel krächzende Krähen. Da steht man auf einem hohen Thurm und schwebt in beständiger Furcht, hinunter zu stürzen, oder man steckt in einem tiefen Sumpf und hat Mühe, sich heraus zu arbeiten. Wunderliche, häßliche Gestalten gehen auf dem Kopf spazieren, und in dunkler Nacht schreibt ein weißer Engel mit feuriger Kohle die Unthaten mißgünstiger und streitsüchtiger Menschen an die Wand.

Nein, wir wollen lieber nicht nach den Diestel-

inseln fahren. Wir fahren nach den Federinseln, denn dort wohnt ein guter Freund. Dort sitzt nämlich ein ganz alter Mann am Eingang der Grotte; ja, so alt ist er, daß, als Adam zum ersten Mal unter einem Baum des Paradieses einschlummerte, schon der alte Nuffi Matti neben ihm stand und eine Rosendecke über ihn breitete. Ein langer, weißer Bart fließt dem ehrwürdigen Alten auf die Brust herab; um den Leib trägt er einen rothen Sammetgürtel. Sein langer, weißer Rock, die blauen Strümpfe, die gelben Schuhe sind sämmtlich aus weichsten Daunen gewebt. Reicht er die Hand, so fühlt sich die wie feinste Baumwolle an, und berührt er ganz sacht deine Augenlider, so werden sie gleich so angenehm schwer. Es giebt nichts so weich Schmeichelndes wie seine Stimme, wenn er beim leisen Rauschen des Laubes und dem Summen der Bienen kleine, artige Kinder in den Schlaf singt, und so mild blicken seine Augen, daß die furchtjamsten kleinen Mädchen das lockige Köpfschen gern an seine Brust lehnen.

O diese schönen Augen, wenn du wüßtest, wie Gottes Liebe und Barmherzigkeit daraus strahlen, so hättest du ihn noch viel lieber. Denn als der barmherzige Gott zuerst auf das Paradies herabschaute, da

sandte er einen guten Engel, der den Menschen in finstrier Nacht die Augen schließen sollte; und als Gott dann auf Erden so große Mühsal, so viel Schmerz sah, da sandte er denselben guten Engel, damit er den Menschen Ruhe und Vergessen schenke. Und dieser gute Engel war Ruffu Matti, der ältere Bruder des Todes. Darum leuchtet auch aus seinen Augen ein Abglanz der Ewigkeit. Und ein Jeder kennt ihn, liebt ihn und nennt ihn nur mit anderem Namen. Aber am innigsten lieben ihn die Kinder, denn ihrer nimmt er sich so liebevoll an. Wenn sie ganz klein sind, so klein, daß sie ihre eigene Mutter noch nicht kennen, dann kennen sie ihn schon, denn er sitzt Tag und Nacht an ihrer Wiege. Und wenn sie heranwachsen, so nimmt er sie in den Arm und führt die guten Kinder nach den Federinseln, und gern möchte er auch die unartigen dorthin bringen, aber die wollen nur selber nicht. Dann weint Ruffu Matti darüber, daß es ihnen auf den Diestelinseln so schlecht ergehen muß, und er horcht beständig, ob sie nicht vielleicht Neue fühlen, damit er sie mit Freuden wieder zu den Rosenbeeten mitnehmen könne. —

Obgleich er die Kinder nun so liebt, so treibt er doch manchen Scherz mit ihnen. Er streut ihnen

Abends Sand in die Augen und malt auf ihre Wangen die Rosen der Federinseln. Er bringt die Knaben dazu, sich in der Schule so unpassend zu recken, und die Mädchen läßt er bei den Tonleitern gähnen. Ja, er kommt wohl gar ungebeten in die Versammlung hoher Herren und Rathsmänner, oder zu der Rede des gelehrten Magisters, und wenn die Studenten sich bei der Grammatik abquälen, und sofort empfinden alle diese Herren eine unbegreifliche Sehnsucht nach einem Mittagsschläfschen. Den alten Frauen in der Kirche spielt Nukku Matti oft übel mit; dann müssen sie nicken und nicken, und es klingt ihnen nur wie Ohrensausen, wenn der Pastor predigt. Das thut Nukku Matti nämlich aus Schalkhaftigkeit, weil er sie prüfen will, ob es ihnen auch Ernst ist mit dem Kirchgang. Wie gut er übrigens ist, das wissen die am besten, die ein einziges Mal auf den Federinseln waren. Er versteht es prächtig, seine Gäste gerade in die Zimmer zu betten, die am besten für sie passen: den müden Arbeiter in den halbdunkeln Saal mit Sternenlicht und das tanzmüde Mädchen in das rosenfarbene Mondscheinzimmer. Da streut er die weißen Blüthen des Faulbaums über sie aus und läßt sie von seinen schönsten Träumen umflattern.

Kennst du die Träume? Ach, wer konnte sie wohl nicht. Und doch kommt es darauf an. Weißt du denn, daß sie die Kinder der Nacht sind, denen Nukka Matti erlaubt hat, Abends vom Sternengewölbe herab zu fliegen, ja es kommt wohl zuweilen vor, daß sie auch am Tage die Wolken durchstreifen. Es sind feine Wesen, aus Licht und Schatten gewebt, und daher können sie sich im Nu in irgend eine andere Gestalt verwandeln. Sie nehmen jede mögliche und unmögliche Gestalt an und ahmen das Leben der Menschen nach, wie der Spiegel das Bild des Menschen wiedergiebt. Sie tragen Dich in einem Augenblick hundert Meilen weit fort und bringen dich ebenso schnell wieder zurück. Sie versprechen dir Alles, woran dir am Meisten liegt, und das macht dich so froh, aber im nächsten Augenblick hast du Alles vergessen. Sie spielen dir ein Schattenspiel vor, und du meinst, dich selbst darin zu sehen; sie spielen Blindenkuh mit dir, aber greifen kannst du sie nie; ja, sie prophezeien dir zuweilen etwas Zukünftiges, und geschieht es dann, so geschieht es eben, aber geschieht es nicht, so geschieht es nicht. Träume sind Schäume.

Auf den Diebstelinseln wohnen auch böse Träume.

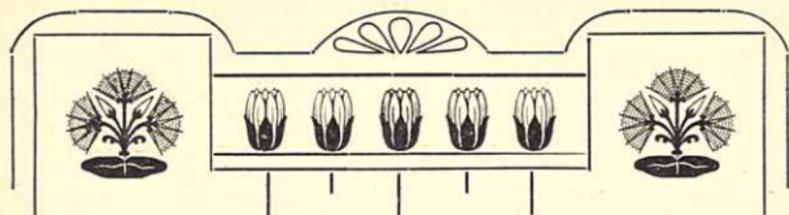
Ach die Kernsten, gegen welche sie ihre Schelmenstreiche ausspielen! Sie lassen ihn in's Meer fallen, und fällt er nicht, so glaubt er doch zu fallen. Sie lassen ihn auf einem finstern Weg wandern und einem Räuber begegnen, oder sie hegen einen tollen Hund oder einen wüthenden Stier auf ihn. Der Räuber thut ihm nichts zu Leide, der Hund beißt ihn nicht, der Stier spießt ihn nicht auf, aber es scheint doch so. Es ist zu närrisch. Reise nicht nach den Diestelinseln!

An den goldenen Wänden der Grotte auf den Federinseln stehen viele Inschriften, und wer Zeit hat, sie zu lesen, der leidet nie Mangel an schönen Sagen. Nur schade, daß man so selten Zeit dazu hat, denn die dienstfertigen Träume sind immer zur Hand, die Wände mit ihren weichen Staubbürsten abzustauben, und da werden die schönen Schriften fortgewischt.

Ich kannte früher einen Knaben, der jeden Abend bei Nuffu Matti auf den Federinseln war und die merkwürdige Kunst verstand, Träume zu fangen. Er lernte von einer Spinnwebe am Rosenbusch, ein Netz aus Abendroth und Mondschein zu weben. Dieß Netz legte er zwischen Untergang und Aufgang der Sonne aus, und die Träume verwickelten sich darin. So

ging er die schelmischen Kinder der Nacht und sperrte sie in die Mohnkelche ein. Nun hatte er Zeit, die goldenen Inschriften zu lesen, und nachdem er sie gelesen hatte, gab er die Träume wieder frei. Muffu Matti lachte und schickte ihm am nächsten Abend einhundertundfünfzehn närrische Träume, die den Knaben umgaukelten. Der Knabe hat die Sagen nun einmal gelesen und erzählt sie gern Jedem, der sie hören will. Er weiß gar viele.





## Der kleine Hans.

**E**s war einmal ein Junge, der hieß Hans, und weil er noch recht klein war, wurde er Häschen genannt. Er war ein tapferer Geselle, denn er segelte in einem Boot aus Erbsenschoten um die ganze Welt.

Es war im Sommer, und die Erbsenschoten waren im Garten schön grün und lang gewachsen. Häschen schlich sich auf dem schmalen Steig zwischen den Beeten hinein, wo die Erbsenranken ihm über den Kopf zusammenschlugen und pflückte sechzehn große Schoten, die größten und geradesten, wie er sie gerade brauchen konnte. Häschen glaubte vielleicht, daß er von Niemand gesehen würde, und das war dumm, denn Gott sieht doch Alles.

Da kam der Gärtner mit dem Gewehr auf der Schulter und hörte etwas in den Erbsen rascheln. — „Ich glaube, da sind Sperlinge“, sagte er. „Naß, faß!“ Aber es flogen keine Sperlinge auf, und Hännschen hatte ja keine Flügel, nur zwei kleine Beine.

„Warte, nun lade ich mein Gewehr und schieße die Sperlinge todt,“ sagte der Gärtner.

Nun wurde Hännschen bange und kam zum Vorschein. „Sei nicht böse, lieber Gärtner“, sagte er; „ich suchte mir nur ein paar hübsche Boote.“

„Na, für diesmal mag es hingehn,“ sagte der Gärtner. „Aber ein andres Mal muß Hännschen um Erlaubniß bitten, seine Boote zu suchen.“

„Das will ich auch thun,“ antwortete Hännschen, und dann ging's fort an den Strand. Dort rißte er mit einer Stecknadel die Schoten auf, spaltete sie fein ordentlich, nahm die Erbsen heraus und brach kleine Stöckchen zu Ruderbänken und Rudern; die Erbsen legte er als Ballast in die Boote. Einige Schoten gingen entzwei, andere blieben heil; und als Alles fertig war, hatte Hännschen doch zwölf Boote. Aber nun sollten es keine Boote mehr sein, sondern große Kriegsschiffe. Er besaß also drei Linien-schiffe, drei Fregatten, drei Briggs und drei Schooner. Das größte

Linienſchiff hieß „Herkules“, und der kleinſte Schooner hieß „Floh“. Hänſchen ließ alle zwölf in's Waſſer, und ſie ſchwammen ſo prächtig ab, wie kein großes Schiff ſtolzer über die Wogen des Meeres dahintanzte.

Nun ſollten die Schiffe die Reiſe um die Welt machen. Die große Inſel da hinten war Aſien; der hohe Stein Afrika, die kleine Inſel Amerika, die flachen Steine Polyneſien, und der Strand, von wo die Schiffe abgefahren, das war die Küſte von Europa. Die ganze Flotte ſchwamm nun weit fort nach allen Welttheilen. Das Linienſchiff nahm den geraden Weg nach Aſien; die Fregatten fuhren nach Afrika, die Briggs nach Amerika und die Schooner nach Polyneſien. Hänſchen aber blieb in Europa und warf Kieſel in's Weltmeer.

Am Strande von Europa lag ein richtiges Boot, Papa's eigenes, hübsches, weißgeſtrichenes Boot, und Hänſchen kletterte hinein. Die Erbsenboote waren ſchon ſo weit fort, daß ſie kaum wie Strohhalm auf dem Meer erſchienen. Nun ſpürte Hänſchen Luſt, ſelber nach den Welttheilen zu reiſen. Papa und Mama hatten es freilich verboten, aber daran dachte Hänſchen gerade nicht. „Ich will ein bißchen hinaus rudern, ein kleines Stückchen,“ dachte er. „Ich will

nur das Schiff „Herkules“ an der Küste von Asien landen und dann wieder nach Europa zurückrudern.“

Hänschen riß an dem Strick, womit das Boot festgebunden war, und wirklich, der Strick löste sich. Ritsch, ratsch, ein Mann ist ein Mann, und nun stieß Hänschen das Boot ab. Er wollte rudern, das verstand er; wie oft hatte er zu Hause auf der Treppe gerudert, wo dann die Treppe das Boot war und Papa's großer Stock das Ruder. Aber als Hänschen rudern wollte, waren keine Ruder im Boot; die waren ja in der Strandbude eingeschlossen, und Hänschen hatte nicht gleich gemerkt, daß das Boot leer war. Es ist nicht so leicht, wie man vielleicht denkt, ohne Ruder nach Asien zu fahren.

Was konnte Hänschen thun? Das Boot war schon ein gutes Stück in's Meer hinausgeglitten, und der Wind, der vom Lande herwehte, trieb es immer weiter hinaus. Da wurde Hänschen bange und fing an zu schreien, aber es hörte ihn Niemand. Nur eine Krähe saß einsam auf der hohen Birke, und unten schlich des Gärtners schwarze Kaze und lauerte der Krähe auf. Niemand kümmerte sich im Geringsten um Hänschen, der in's Meer hinaustrieb.

Ach, wie bereute Hänschen jetzt, daß er ungehor-

jam gewesen und in das Boot gestiegen war. Nun war es zu spät, nun würde er nie wieder an's Land kommen, vielleicht auf dem großen Meer untergehen. Was konnte er thun? Als er sich müde geschrien hatte, ohne daß ihn Jemand hörte, da faltete er die kleinen Hände und sagte: „Lieber Gott, sei nicht böse auf Hänzchen!“ — Und dann schlief er ein.

Obgleich es noch heller Tag war, saß der alte Ruffu Matti doch am Strand der Federinseln und angelte mit seiner langen Angelruthe nach kleinen Kindern. Er hörte die leisen Worte, die Hänzchen zum lieben Gott sprach; sofort zog er das Boot heran und legte den schlafenden Hans auf ein Kojenbett.

Dann rief er einen Traum und sagte ihm: „Spiele ein wenig mit Hänzchen, damit er sich nicht so langweilt.“

Das war ein ganz kleiner Traumengel, viel kleiner noch als Hänzchen selbst, mit blauen Augen und blonden Locken, und er fragte Hänzchen: „Hast du Lust zu einer Reise um die Welt?“

„Ja,“ antwortete Hänzchen; „gewiß habe ich Lust dazu.“

„Dann komm' mit,“ sagte der Traum; „wir

fahren auf deinen Erbsenbooten, du auf dem „Herkules“ und ich auf dem „Floh“.“

So reisten sie denn von den Federinseln ab, und nach einer kleinen Weile lagen „Herkules“ und „Floh“ bereits am Ufer von Nien, ganz hinten am Ende der Welt, wo das Eismeer durch den Behringsfund mit dem stillen Meer zusammenhängt. Ganz in der Ferne, in dichtem Winternebel schien Nordenstiöld sich mit dem Dampfboot „Wega“ eine offene Wasserrinne im Eise zu suchen. Wie kalt war es hier, o wie kalt; die hohen Eisberge schimmerten wunderbar, und die großen Walfische wohnten jetzt unter Dach, denn sogar ihre plumpen Köpfe vermochten nicht, ein Loch in die Eisdecke zu stoßen. Rings an der öden Küste, soweit der Blick reichte, lag Schnee, nichts als Schnee; kleine graue Menschen in zottigen Fellen fuhren in niedrigen, kleinen Schlitten, vor welche Hunde gespannt waren.

„Wollen wir hier landen?“ fragte der Traumengel.

„Nein,“ jagte Hänzchen, „ich bin bange, daß die Walfische uns verschlucken, oder die Hunde uns beißen. Wir wollen lieber nach einem anderen Welttheil reisen.“

„Schon gut,“ sagte der Traum, „wir sind ja

nicht weit von Amerika," — und sieh! sie waren schon da.

Die Sonne schien hell, und es war recht heiß. In langen Reihen standen hohe Palmen am Ufer, und in der Krone trugen sie Kokosnüsse. Kupferfarbene Menschen ritten im Galopp über unermessliche, grüne Weiden und warfen mit Speißen nach den Büffeln, die sich mit ihren scharfen Hörnern gegen sie wendeten. Eine ungeheure Königschlange war auf eine hohe Palme gekrochen und ließ sich auf ein junges Lama hinunterfallen, das da unten graste. Im Nu war das hübsche Thier verschlungen.

„Wollen wir hier landen?“ fragte der Traum.

„O nein,“ sagte Hänzchen, „ich bin bange, daß die Büffel uns aufspießen, oder daß die große Schlange uns frißt. Laß' uns nach einem anderen Welttheil reisen.“

„Mir auch recht,“ sagte der Traum, „wir haben es gar nicht weit bis Polynesien“ — und damit waren sie schon da. Hier war es noch heißer, so heiß wie in einer Badestube. Hier wuchsen die kostbarsten Kräuter: der Pfefferstrauch, der Zimmtstrauch, Ingwer und Safran, Thee- und Kaffeestrauch. Braune Menschen mit langen Ohren und dicken Lippen machten

Jagd auf einen prächtig gestreiften Tiger im Bambusdickicht, aber plötzlich wandte sich der Tiger und packte einen der braunen Leute. Da ergriffen die anderen die Flucht.

„Wollen wir hier landen?“ fragte der Traum.

„Nein“, sagte Hänschen. „Siehst Du nicht dort den Tiger beim Pfefferstrauch? Laß' uns nach einem anderen Welttheil fahren.“

„Das können wir thun“, sagte der kleine blauäugige Traum. „Wir sind ganz nah bei Afrika.“ Und kaum gesagt, so waren sie schon da.

Hier gingen sie vor Anker an der Mündung eines großen Flusses, dessen Ufer grün und sammetartig schimmerten, während sich weiterhin eine unendliche Sandwüste ausdehnte. Die Luft sah gelb aus, und die Sonne brannte heiß, so heiß, als wolle sie die Erde zu Asche verbrennen, und die Menschen waren so schwarz wie die schwärzeste Tinte. Sie ritten auf hohen Kameelen durch die Wüste; der Löwe brüllte vor Durst, und die greulichen Krokodile hoben die grauen Köpfe aus dem Fluß und sperren den Rachen mit den scharfen, weißen Zähnen auf.

„Wollen wir hier landen?“ fragte wieder der Traum.

„Nein“, sagte Hänzchen schauernd. „Hier verbrennt uns die Sonne, Löwen und Krokodile thun uns was zu Leide. Laß' uns nach einem andern Welttheil reisen.“

„Dann können wir ja nach Europa zurückfahren“, sagte der Traum mit den blonden Locken. Und im Nu waren sie schon dort angekommen.

Sie legten an einem Strande an, und dort war es so angenehm kühl und so merkwürdig bekannt und vertraut. Da stand die hohe Birke mit ihren hängenden Zweigen, ganz oben saß eine Krähe und unten schlich des Gärtners schwarze Kaze. In der Nähe lag ein Hof, den Hänzchen von früherher kannte. Neben dem Hof war ein Garten, und im Garten wuchsen lange Erbsenschoten. Da ging der alte Gärtner mit seiner grünen Mütze und sah nach, ob die Gurken schon reif wären. Da bellte Fylax auf der Treppe, und als er Hänzchen erkannte, wedelte er mit dem Schwanz. Da melkte die alte Stine die Kühe im Viehstall. Da ging eine ihm sehr bekannte Frau in einem schottischen Wollentuch nach dem Rasenplatz, um zu sehen, ob das Leinen schön bleichte. Da ging ein ihm sehr bekannter Herr in gelbem Sommerrock mit einer langen Pfeife, um nach den Schnittern zu sehen, die den Roggen

mähten. Da liefen ein Junge und ein Mädchen nach dem Strande und riefen: „Hänschen, Hänschen! Komm' nach Hause und is' Dein Butterbrod!“

„Landen wir hier?“ — fragte der Traumjunge und blinkte recht schelmisch mit seinen blauen Augen.

„Komm' mit, so will ich Mama bitten, daß sie Dir auch ein Kräckebutterbrod und ein Glas Milch giebt“ — sagte Hänschen.

„Warte ein Bißchen“, sagte der Traum. Und Hänschen sah die Küchenthür offen stehn und hörte ein leises Zischen, als wenn in einer heißen Pfanne der gute, gelbe Teig gebacken wird.

„Wollen wir lieber nach Polynesien zurück?“ fragte der Traum neckisch.

„O nein, jetzt werden in Europa Eierkuchen gebacken“, sagte Hänschen und wollte an's Land springen, aber er konnte nicht, denn der Traum hatte ihn mit einer Blumenkette festgebunden, so daß er sich nicht rühren konnte. Und dann tanzten alle kleinen Träume, wie viele tausend kleine Kinder im Kreise um ihn und sangen:

Wie ist die Welt voll großer Pracht,  
Du lieber, kleiner Hans!  
Viel größer als Du je gedacht,  
Du lieber, kleiner Hans!

Viele Menschen es ja giebt,  
Du lieber, kleiner Hans!  
Glücklich der, den Gott recht liebt,  
Du lieber, kleiner Hans!

Hier ist es heiß und dort so kalt,  
Du lieber, kleiner Hans!  
Doch Gottes Macht herrscht überall,  
Du lieber, kleiner Hans!

Geht Gottes Engel neben Dir,  
Du lieber, kleiner Hans!  
So heißt Dich auch kein böses Thier,  
Du lieber, kleiner Hans!

Sag', wo geht es Dir am Besten,  
Du lieber, kleiner Hans?  
Draußen gut, daheim am Besten,  
Du lieber, kleiner Hans!

Als die Träume ihr kleines Lied gesungen hatten, flogen sie sämmtlich auf und davon, und Nuffu Matti trug Hänzchen wieder in das Boot. Lange Zeit lag er da ganz still und hörte nur das leise Prasseln der Pfanne auf dem Herd in Mutters Küche. Das wurde immer lauter, dann ganz dicht neben ihm — da erwachte Hänzchen und schlug die Augen auf.

Im Boot lag er, wo er eingeschlafen war. Der Wind hatte sich gedreht, der eine Wind hatte ihn hinausgetrieben, der entgegengesetzte das Boot wieder

an den Strand zurückbefördert, während Hänzchen schlief. Aber was Hänzchen für das Prasseln der Bratpfanne gehalten hatte, das war das sanfte Gemurmel der Wellen gewesen, wenn sie gegen die Kiesel am Strande schlugen. Auch hatte Hänzchen nicht so ganz falsch gehört, denn man könnte das klare blaue Meer wohl mit einer großen Pfanne vergleichen, wo die liebe Gottessonne alle Tage kleine, flache Kuchen für artige Kinder backt.

Hänzchen rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah sich um. Alles war so, wie es vorhin gewesen; die Krähe auf der Birke, die Katze unten im Grase und die Schotenflotte am Strande. Einige Schiffe waren gescheitert, andere waren an den Strand zurückgetrieben. „Herkules“ war mit seiner Ladung von Asien zurückgekehrt, der „Floh“ von Polynesien. Und jeder Welttheil lag noch dort, wo er vorher gelegen hatte.

Hänzchen wußte nicht recht, was er davon denken sollte. Er war freilich oft in der Grotte der Federinseln gewesen, aber dennoch wußte er nicht, wie die Träume gaukeln können. Indessen zerbrach Hänzchen sich darüber nicht den Kopf; er suchte seine Fahrzeuge zusammen und marschirte den Strand hinauf nach dem Hof.

Da kamen Bruder und Schwester ihm entgegen und riefen schon von Weitem: „Wo bist du so lange gewesen, Hänzchen! Komm' doch und isß dein Butterbrod.“ — Die Küchenthüre stand offen und von da hörte man ein eigenthümliches Prasseln.

Der Gärtner stand neben der Gitterthür und begoß Dill und Petersilie, Möhren und Pastinaken.

„Na,“ sagte er, „wo ist Hänzchen denn so lange gewesen?“

Hänzchen warf den Kopf zurück, sah sehr stolz aus und antwortete: „Ich bin in einem Erbsenschotenboot um die Welt gefahren!“

„Ach so!“ sagte der Gärtner.

Der hatte die Federinseln ganz vergessen!

Aber du vergiffest sie nicht, du weißt, wo sie zu finden sind, du kennst ihre strahlende Grotte. Die silberglänzenden Wände rosten nie; die funkelnden Diamanten verlieren ihr Feuer nie, und immer so leise erklingt die Musik, ach so leise im lieblichen Abenddämmern der Grotte. Und wie die hellen Sterne sich nie verändern, so auch nie die lustigen Träume in den Sälen der Federinseln. Hast du vielleicht ihre feinen Flügel schimmern sehen, wenn sie um dein Kopfkissen flogen? Hast du vielleicht den-

selben Traumengel gesehen mit den Blauaugen und dem Goldhaar? Hat er dir vielleicht auch alle Länder und Völker der ganzen Erde gezeigt, die eisige Einöde und die gluthheiße Sandwüste, die verschiedenfarbigen Menschen, die wilden Thiere in Meer und Wald, damit du das Alles kennen lernst, aber doch so gern nach der Heimath zurückkehrst? Ja, wer weiß? Vielleicht bist auch du einmal in solchem winzigen Boot um die Welt gereist.





## Himmelhoch und Wolkenbart.

Ein Wintermärchen.

In einem großen Walde tief im Innern von Finnland standen zwei hohe Fichten neben einander. Sie waren so alt, daß Niemand sich erinnern konnte, sie jung gesehen zu haben, und man erkannte sie schon aus weiter Ferne, denn ihre dunklen Wipfel ragten hoch über die anderen Bäume des Waldes empor.

Im Frühling sang die Meise ihr helles Lied in ihren Zweigen, und das zarte, blaßrothe Haideblümchen sah so innig demüthig zu ihnen auf, als wolle es sagen: „Lieber Gott, wie ist es denn möglich, so hoch zu wachsen, so groß und alt zu werden auf unsrer Mutter Erde. Im Winter, wenn das Gras verwelkt

war, wenn die großen Farrenkräuter ihre feinen, schlanken Blätter verloren hatten, wenn das Haideblümchen tief unter der weißen Decke schlummerte, welche der Schnee über die ganze Landschaft gebreitet hatte, dann fuhr der Sturm oft ungestüm durch die Kronen der Fichten und segte die weißen Flocken von ihren ewig grünen Zweigen. Das Unwetter warf wohl ganze Häuser um und schlug ganze Wälder nieder, aber die beiden Fichten standen unbeweglich da und rührten sich nicht, kaum daß die Wipfel sich anmuthig ein wenig neigten. Es ist nichts Geringes, so fest und stark dazustehn, wenn ringsum Alles schwankt und kracht. Nicht weit davon lag auf einem Hügel ein Häuschen mit nur zwei Fenstern, das Dach mit Rajen gedeckt. Dort wohnte ein armer Rätbner mit seiner Frau; neben dem Häuschen hatten sie etwas Kartoffelland und ein Stück Acker. Im Winter fällte der Mann Baumstämme und fuhr sie auf einer Schleife nach dem großen Sägewerk, etwa eine Meile Wegs. Damit verdiente er so viel, daß stets Brod und Butter, Milch und Kartoffeln vorhanden waren, und das war ja schon gut, denn Mancher muß sich sogar an Rindbrod genügen lassen und hat vielleicht kein bißchen Butter darauf.

Die Leute hatten zwei Kinder, einen Knaben, der Sylvester hieß, und ein Mädchen Namens Sylvia. Man möchte sich wundern, woher sie diese Namen hatten, vielleicht vom Walde, denn silva bedeutet Wald. Aber Sylvester steht ja im Kalender am letzten Tage des Jahres, der also der Namenstag des Jungen war.

Nun gingen an einem schönen, klaren Wintertage — und zwar gerade am Sylvester — beide Kinder in den Wald, um nach den Schlingen zu sehen, worin sie Hasen und Schneehühner zu fangen pflegten. Und wirklich, da saß in Sylvesters Schlinge ein weißer Hase und in Sylvia's ein weißes Schneehuhn. Beide lebten noch, denn sie hatten sich nur an den Beinen gefangen, und zu größter Verwunderung der Kinder fingen sie an, ganz jämmerlich zu piepen: „Laßt mich laufen“, bat der Hase. „Bitte, laßt mich fliegen“, bat das Schneehuhn, so bekommt ihr etwas Gutes.“

Da erbarmten sich die Kinder ihrer und lösten die Schlingen. Aber was geschah? — Kaum war der Hase frei, so rannte er in vollen Sprüngen in den Wald, das Huhn flog mit ausgebreiteten Flügeln in die Luft, und Beide riefen nur: „Fragt Himmelhoch und Wolkenbart.“

„Nanu, was bedeutet das?“ sagte Sylvester ärgerlich. „Die undankbaren Thiere halten es nicht einmal der Mühe werth, „Schön' Dank“ zu sagen.“

„Sie riefen, wir möchten Himmelhoch und Wolkenbart fragen“, sagte Sylvia. „Wer mag das wohl sein? So sonderbare Namen habe ich noch nie gehört.“

„Ich auch nicht,“ sagte Sylvester.

Indem fuhr ein Stoßwind tausend durch die zwei hohen Fichten neben ihnen; in den dunklen Kronen rauschte es, und ganz deutlich vernahmen die Kinder wunderliche Reden.

„Stehst Du noch fest, Bruder Himmelhoch?“ fragte die eine Fichte.

„Gewiß“, antwortete die andere, „aber wie geht es Dir denn, Bruder Wolkenbart?“

„Ach, ich fühle, daß ich alt werde“, seufzte Wolkenbart, „der Sturm hat in der letzten Nacht einen Zweig aus meiner Krone gebrochen.“

„Du bist ja nur ein Kind gegen mich“, sagte Himmelhoch, bist erst 350 Jahre alt, und ich zähle doch schon 388 Jahre. Das reine Kind. Das reine Kind.“

„Nun kommt der Sturm wieder geflogen“, sagte Wolkenbart; „es wäre gut, wenn wir ein Lied anstimmten,

so hätten meine Zweige ein wenig Zerstreuung und würden sich nicht so fürchten.“

Und dann sangen sie in vollem Sturm:

„Lauscht meinen Worten:  
Im hohen Norden  
Seit uralten Zeiten,  
In tiefem Grunde  
Da wurzeln wir stark.  
Da stehn wir fest;  
Nicht weichend dem Sturm  
Im Winterschnee,  
Im Sommerregen.  
Jahrhunderte gleiten  
Vorüber an uns.  
Die Wolke zieht;  
Geschlechter erstehn,  
Geschlechter vergehn.  
Ihr kleinen Geschöpfe,  
Wachset wie wir,  
Groß und stark,  
Und festgewurzelt  
In Heimathserde.  
Wachset im Sturm  
Dem Himmel entgegen,  
Wachset im Licht  
Zu Aller Segen.  
Hebet das Haupt  
Wie wir die Wipfel  
Zum Himmel hinauf.“

„Nun wollen wir 'mal ein Wörtchen mit diesen Menschenkindern reden,“ brummte Himmelhoch.

„Da bin ich wirklich neugierig, was die uns zu sagen haben,“ meinte Sylvester.

„Nein, komm' mit, laß uns lieber nach Hause gehen,“ flüsterte Sylvia. „Ich fürchte mich so vor den hohen Bäumen und ihrem wunderlichen Gesang.“

„Sei nur ganz ruhig,“ sagte Sylvester. „Ich glaube, da kommt der Vater mit der Axt auf der Schulter; der läßt uns kein Leid anthun.“

Und richtig, da kam der Vater gegangen.

„Sieh mal“, sagte er, „die großen Bäume könnte ich heute gerade gebrauchen!“ Und schon hob er die Axt, um Himmelhoch einen tüchtigen Hieb zu versetzen.

Aber da brachen beide Kinder in helle Thränen aus.

„Lieber Vater“, bat Sylvester, „haue Himmelhoch nicht um!“

„Lieber, süßer Vater, schlage Wolkenbart nicht nieder“, bat Sylvia; „sie sind schon so alt, und eben haben sie uns ein Lied vorgesungen.“

„Was für Kindereien sind das,“ sprach der Vater. „Als ob alte Bäume singen könnten! Aber meinetwegen; wenn ihr so schön für sie bittet, so kann ich mir ein

paar andere Bäume ausjuchen. Und so ging er tiefer in den Wald hinein.“

Nach einer kleinen Weile kam der Wind von der Mühle zurück, wo er so fleißig Korn gemahlen hatte, daß die Mühlsteine Funken sprühten, und nun rauschte er wieder durch die Baumkronen. Da hörten die Kinder ganz deutlich, wie die Bäume wieder zu reden anfingen.

„Ihr habt uns das Leben gerettet,“ sagten sie, „und das war hübsch von euch. Nun dürft ihr jedes eine Bitte thun, und was auch ihr wünschen mögt, das soll euch gewährt werden.“

Da standen nun die Kinder recht froh, aber zugleich unschlüssig. Sie meinten, daß sie eigentlich nichts zu wünschen hätten. Schließlich sagte Sylvester: „Ich möchte gern, daß es Sonnenschein gäbe, so könnte ich die Spur der Hasen im Schnee besser erkennen.“

„Und ich,“ sagte Sylvia, „ich wünschte, es würde bald Frühling, damit der Schnee im Walde schmelze und die Vögel wieder lustig singen.“

„Ihr närrischen Kinder,“ sprach Himmelhoch, „da hättet ihr euch die schönsten Dinge von der Welt wünschen können, und statt dessen wünscht ihr etwas,

was ohnehin geschehn wird. Aber da ihr uns das Leben gerettet habt, so wollen wir eure Wünsche erfüllen, nur in besserer, schönerer Art. Du, Sylvester, sollst stets von Sonnenschein umgeben sein, wohin du auch gehst, wohin du auch schaust. Und du, Sylvia, wo du sein magst, da soll Frühling herrschen, und wenn du sprichst, sollen Eis und Schnee schmelzen. Wird es so recht sein?"

„Ja, ja,“ riefen die Kinder, von Herzen froh; „das ist ja vielmehr, als wir begehrt haben; Dank, vielen Dank, ihr lieben Bäume, für die guten Gaben.“

„Na, dann Lebewohl,“ sagten die Bäume, „und viel Glück!“

„Lebt wohl, lebt wohl,“ riefen die Kinder und machten sich auf den Heimweg. Während sie dahinschritten, sah Sylvester sich, wie er zu thun pflegte, öfter nach den Hühnern auf den Bäumen um, und siehe, wie wunderbar, wohin er sah, flog es wie ein Sonnenstrahl vor ihm her und schimmerte goldig auf den Zweigen. Sylvia merkte zu nicht geringem Erstaunen, daß der Schnee zu beiden Seiten ihres Weges zu schmelzen anfing. „Sieh doch, sieh doch nur,“ rief sie dem Bruder zu, und kaum hatte sie den Mund geöffnet, als schon das Gras zu ihren Füßen sproßte,

als die Knospen an den Bäumen aufsprangen und die erste Lerche hoch im blauen Himmelraum ihre hellen Triller schlug.

„Nein, ist das aber schön,“ riefen die Kinder entzückt und liefen eiligst nach Hause zur Mutter. „Ich kann Sonnenschein sehen,“ rief Sylvester. „Ich kann Schnee schmelzen,“ rief Sylvia.

„Nun, das können Andre auch,“ jagte die Mutter lachend. Aber es dauerte nicht lange, da machte sie große Augen, denn obgleich der Abend schon herein- gebrochen, war es doch im Zimmer nicht finster, sondern ganz hell und freundlich, bis Sylvester schläfrig wurde, und ihm die Augen sachte zufielen. Und obgleich doch Winter war, zog ein Frühlingsduft durch's Zimmer, und der Besen in der Kehrriechte fing an zu grünen, und der Hahn auf seiner Stange krächte. Und das währte, bis Sylvia einschlief.

„Höre mal, Vater,“ jagte die Frau, als der Rätbner nach Hause kam, „mit den Kindern ist etwas nicht richtig; ich fürchte, sie sind im Walde einem Kobold begegnet.“ — „Das bildest du dir ein, Mutter,“ sagte der Mann. „Ich bringe aber eine gute Nachricht mit, die du gar nicht rathen kannst. Der König und die Königin machen eine Reise durch das Reich, und

morgen kommen sie an unserer Kirche vorbei. Wie wär's, wenn wir mit den Kindern hinführen und uns die königlichen Herrschaften anfähen."

"O ja, da bin ich gern dabei," sagte die Frau. „Einen König und eine Königin bekommt man nicht alle Tage zu sehen."

Am nächsten Morgen waren die Leute mit den Kindern bei guter Zeit auf dem Wege zur Kirche, und sie waren so erwartungsvoll über das, was sie sehen würden, daß sie gar nicht an gestern dachten. Auch achteten sie gar nicht darauf, wie hell der Sonnenschein vor ihrem Schlitten leuchtete, und wie auf den Birken am Wege die Knospen aufbrachen. Als sie zur Kirche kamen, waren schon viele Menschen versammelt, aber alle sahen ängstlich und niedergeschlagen aus. Es ging nämlich ein Gerücht um, der König sei sehr zornig, weil er diesen Landstrich so öde und wenig angebaut gefunden. Nun glaubte er, das Volk sei aus Mangel an Fleiß Schuld daran, und da er für strenge galt, fürchtete man, er möge große Strafen verhängen. Von der Königin wurde erzählt, daß sie auf der ganzen Reise gefroren hätte und traurig und verdrießlich gestimmt wäre. Das hatte sich so herumgesprochen, und deshalb ging ein Zittern durch die

Menge, als die königlichen Schlitten dahergesauft kamen. Der König sah allerdings recht finster aus, und die Königin weinte, aber sie ließen an der Kirche halten, weil die Pferde gewechselt werden sollten, und so schauten sie ein wenig umher — das silbergeschmückte Verdeck des Schlittens war nämlich zurückgeschlagen.

„Sieh mal, wie schön die Sonne plötzlich scheint,“ sagte der König und lachte so vergnügt wie andre gewöhnliche Menschenkinder; „ich weiß gar nicht, wovon ich auf einmal so fröhlich gestimmt bin.“

„Vielleicht, weil Majestät so gut gefrühstückt haben,“ sagte die Königin; „mir geht's freilich ebenso.“

„Vielleicht, weil eure Majestät heute Nacht gut geschlafen haben,“ sagte der König; „aber es ist hier wirklich recht hübsch, mitten in dem öden Finnland. Sieh, wie freundlich die Sonne dort auf den beiden hohen Fichten leuchtet! Hier sollten wir uns einen Königshof bauen.“

„Ja, das thut, mein Herr und König,“ sagte die Königin. „Hier muß das Klima ja äußerst milde sein, denn seht nur, wie mitten im Winter die Bäume grünen.“

Indem fiel ihr Blick auf Sylvester und Sylvia, die auf einen Zaun geklettert waren, um besser sehen

zu können. Sylvia plauderte so fröhlich, daß der dürre Zaun schon grüne Blätter trieb.

„Da stehen zwei nette Kinder,“ sagte die Königin, „laßt sie mal hier an den Schlitten kommen.“

Die Kinder kamen — natürlich den Finger im Mund, wie bei solchen Gelegenheiten der Brauch zu sein scheint.

„Hört einmal,“ sagte der König; „ich mag euch gern leiden, mir wird ganz froh und warm um's Herz, wenn ich euch ansehe. Steigt zu uns in den Schlitten, so könnt ihr mit an den königlichen Hof reisen; ihr sollt goldne Kleider haben und Alles, was ein Menschenherz erfreut.“

„Schönen Dank, Herr König,“ antwortete Sylvester, „aber es ist besser, daß wir bei Vater und Mutter bleiben. Und dann würden wir uns bei Hof sehr nach Himmelhoch und Wolkenbart sehnen.“

„Können wir die nicht auch mitnehmen?“ fragte die Königin, der es unbeschreiblich warm um's Herz geworden war.

„Schönen Dank, Frau Königin,“ antwortete Sylvia. „Das läßt sich nicht machen, denn es sind Bäume, die im Walde stehen.“

„Was für komische Gedanken die Kinder haben,“

sprachen König und Königin und lachten so herzlich, daß der Schlitten bebte. Darauf ertheilten sie Befehl, dort einen Königshof zu bauen und waren so überaus froh und gnädig, daß Alle sich deß wunderten. Jeder Arme erhielt ein Goldstück, Sylvester und Sylvia aber außerdem den großen königlichen Kringel, den der Hofmundbäcker für die Reise gebacken hatte, und der so groß war, daß er von vier Pferden gezogen werden mußte. Die Kinder gaben gleich allen andern Kindern ein tüchtiges Stück davon ab, und doch blieb noch so viel übrig, daß des Vaters Pferd kaum die Last nach Hause bringen konnte.

Auf dem Heimwege flüsterte die Mutter ihrem Manne zu :

„Weißt du, weshalb König und Königin so vergnügt waren?“

„Nein, wie sollte ich?“ sagte der Vater.

„Nun, das kam davon, daß Sylvester und Sylvia sie anblickten. Denke doch daran, was ich dir gestern erzählte.“

„Stille,“ sagte der Vater; „sprich nicht vor den Kindern darüber, es ist besser, wenn sie nichts wissen von so wunderbaren Gaben, die Niemand sich erklären kann.“

Aber Sylvester und Sylvia hatten in ihrer Freude über den königlichen Kringel ganz vergessen, daß sie Sonnenschein zaubern und Schnee schmelzen konnten. Sie merkten gar nicht, wie herzensfroh und warm die Menschen in ihrer Nähe wurden, aber wohin sie blickten, da flog es wie Sonnenschein über den verdüsterten Himmel und über gleichgiltige und bekümmerte Menschengesichter. Man konnte sie eben nicht ansehen, ohne herzlich froh zu werden, wie wenn man Unschuld, Frohsinn und Güte begegnet. Da schmelzen ringsum Eis und Schnee, und auch in einem erstarrten Herzen löst sich der Frost. Mitten im Winter wird's dann so frühlingswarm, so hoffnungsfroh, als ob Alles grünte und blühte.

Die Eltern erlebten viele Freude an Sylvester und Sylvia, und die wüste Gegend ringsum verwandelte sich nach und nach in reiche, schöne Felder, umgeben von grünen Weidegehegen, wo die Vögel den ganzen Winter hindurch sangen, wie man dergleichen nie gehört. Nach Jahren wurde Sylvester Waldhüter am neuen Königshof, und Sylvia mußte den Garten besorgen, denn es war merkwürdig, woran diese Geschwister die Hand legten, da trieb und gedieh Alles, daß es eine Lust war.

Eines schönen Tages begrüßten sie wieder ihre alten Freunde Himmelhoch und Wolkenbart. Es heulte gerade ein tüchtiger Wintersturm; es sauste und brauste in den hohen dunkeln Fichtenkronen, und ganz deutlich erklang eine alte Weise:

Oho! Oho!  
Wir sind so alt, wir sind so grau,  
Doch groß und stark, so stehn wir da,  
Manch hundert Jahr,  
In Herbst und Lenz,  
In Winterfrost,  
In Sommergluth.  
In Eis und Schnee,  
In Regen und Thau,  
In Nacht und Dämmer  
In Morgenschimmer!  
Oho! Oho!  
Wir sind so alt, wir sind so grau,  
Doch groß und stark...

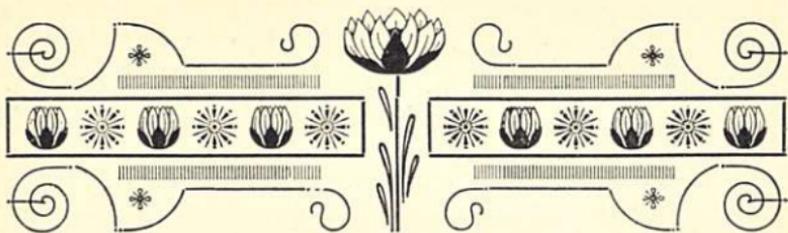
Gerade als das Lied so weit gekommen war, da gab es einen lauten Krach, und Himmelhoch und Wolkenbart lagen plötzlich niedergeschlagen auf dem Waldboden. Himmelhoch war nun 393 Jahre alt und Wolkenbart 355 Jahre. Sie hatten nicht gemerkt, wie ihre Wurzeln allmählig vergingen, so daß die Winde des Himmels Macht über sie gewannen.

Die Geschwister aber streichelten sanft die moos-

bewachsenen Stämme der todten Fichten und sprachen freundliche Worte zu ihnen. Da schmolz der Schnee, und die blaßrothen Haideblumen wuchsen hoch über die gefallenen Stämme hinweg.

So erhielten Himmelhoch und Wolkenbart ein blumiges Grab.





## Sternauge.

**E**s war einmal ein kleines Kind, das lag im tiefen Schnee. Warum lag es denn im Schnee? Weil es verloren gegangen war.

Es war nämlich am Weihnachtsabend. Ein Lappe fuhr mit seinem Rennthier durch die Felsenwildniß, und hinter ihm seine Frau mit ihrem Rennthier. Der Schnee glitzerte, das Nordlicht sprühte, und hell funkelten die Sterne am Himmel. Der Lappe freute sich über die schöne Fahrt; er sah sich öfters nach seiner Frau um, die allein in ihrem Schlitten fahren mußte, denn so ein Rennthier kann nicht mehr als einen Menschen ziehen. Sie hielt ihr kleines Kind im Arm, eingewickelt in ein Rennthierfell, und deshalb konnte sie nicht schnell fahren.

Als sie die Felsenspitze erreicht hatten und nun Hinunterfahren wollten, stießen sie auf einen Haufen Wölfe, wohl vierzig oder fünfzig, wie man sie oft in Finnland sieht, wenn sie den Rennthieren aufslauern. Nun hatten die Wölfe gar keine Rennthiere getroffen, sie waren ausgehungert und fingen an, den Lappen und seine Frau zu verfolgen.

Als die beiden Rennthiere vor den Schlitten das merkten, ergriffen sie die Flucht, so schnell sie konnten und jagten in so rasender Fahrt dahin, daß die Schlitten öfter umgeworfen wurden und sich im Schnee rollten. Die Leute waren das gewohnt, sie klammerten sich dann fest an den Schlitten, ob ihnen auch Sehen und Hören verging, aber nun geschah es, daß die Frau das Kind aus dem Arm verlor. Vergebens schrie sie und wollte das Rennthier anhalten — das Rennthier wußte zu gewiß, daß die Wölfe ihm auf den Fersen waren, spitzte die Ohren und rannte nur um so schneller, so daß seine Gelenke knackten, als wenn man Nüsse knackt. Binnen Kurzem waren die Schlitten schon weit fort.

Da lag nun das Kind im Schnee, eingewickelt in das Fell, und sah zu den Sternen hinauf. Im Hui! war es von den Wölfen umringt, konnte ja

weder Hand noch Fuß rühren, blickte nur die Wölfe an. Es weinte nicht, es bewegte sich nicht, es blickte nur auf. Und unschuldige Kinderaugen besitzen eine wunderbare Macht. Die hungrigen Raubthiere standen da und wagten nicht, das Kind anzurühren; sie sahen es nur an, wie betroffen vor Erstaunen. Dann machten sie sich eiligst auf die Füße, um den Kennthieren nachzujagen.

Da lag nun das einsame Kind im Schnee der Winternacht auf der weiten, öden Felsenfläche. Es sah hinauf zu den Sternen, und die Sterne schauten herab auf das Kind, und so entspann sich Freundschaft zwischen ihnen. Die unermesslich großen, zahllosen, schönen, fernen Sonnen, die am nächtlichen Himmel funkeln, schienen Mitleid zu fühlen mit dem schutzlosen Erdenkinde da im Schnee, und als sie lange darauf geschaut hatten, da blieb das Sternenlicht in den Augen des Kindes. Doch wäre die Kleine wohl bald erfroren, wenn nicht ein Reisender des Wegs daher kam; es war ein finnländischer Ansiedler aus der Gegend von Enaon, der mit Salz und Mehl aus Badsö zum Weihnachtsfeste heimkehrte und das Kind aufnahm.

Dieser Bauer kam am Weihnachtsmorgen auf seinen Hof gefahren, als gerade die Glocken die Früh-

mette einläuteten. Er brachte das Kind gleich in die warme Stube zu seiner Frau und sagte: „Hier ist eine Sulflappe für dich, Lisu;“ dabei strich er sich den Keif aus dem braunen Haar und berichtete ihr von seinem Fund.

Die Bäuerin nahm das Kind aus dem Fell und gab ihm laue Milch. „Du armes Kind,“ sagte sie, „du bist uns wohl von Gott geschickt! — Wie sie mich ansieht! Wenn Du keine Eltern mehr hast, so wird Simon Soosa dein Vater sein, ich will deine Mutter sein, und du sollst unser Kind sein. Simmu, Balte und Matte werden sich zu der kleinen Schwester freuen. Ob sie wohl schon getauft ist?“

„Wohl schwerlich,“ sagte Simon. „Die Lappen wohnen so weit von Kirche und Priester entfernt, daß sie mit der Taufe warten, bis sie mit einer ganzen Reihe kommen können. Dann fahren die Kinder manchmal allein zum Priester, geben ihm selbst die Hand und sprechen das Amen nach der Taufe. Es wäre am Besten, das Kind jetzt gleich taufen zu lassen.“

Der Frau schien das ein guter Gedanke und so wurde das Findelkind getauft und nach der Pflegemutter Elisabeth genannt.

Als der Priester den Segen über das Kind sprach,

erstaunte er darüber, daß ihre Augen wie Sterne leuchteten und sagte freundlich scherzend:

„Du müßtest statt Elisabeth „Sternauge“ heißen.“

Die Frau meinte, das wäre keine christliche Rede und sprach mit ihrem Mann darüber. Aber Simon war es auch aufgefallen, ebenso wie dem Priester, und er meinte, der Name wäre ebenso gut wie der erste. — „O stille“, sagte sie, „Du mußt die Kleine nicht verzaubern, denn sie ist ein Lappenkind, und die Lappen können zaubern. Simmu, Balte und Matte haben ebenso gute graue Augen, wie sie braune, und willst Du dem Mädchen einen Spitznamen geben, so kannst Du sie ebenfogut Katzenauge nennen.“

Der Bauer wollte seine Hausfrau nicht erzürnen und ließ den neuen Namen schlüpfen, aber die Worte des Priesters waren bekannt geworden, und von dem Tage an nannten die Nachbarn Simon Soaja's Pflegekind „Sternauge“.

Das Mädchen wuchs mit den drei Pflegebrüdern auf und blieb ebenso schlank und zart, wie die Jungen dick und kräftig wurden. Sie hatte schwarzes Haar und braune Augen wie die meisten Lappenkinder; die sind aber zuweilen so heftig und eigensinnig wie Negerkinder, Sternauge hingegen blieb stets sanft, friedfertig

und leise. Die vier Kinder vertrugen sich gut, obgleich die Jungen sich veränderungs halber manchmal in den Haaren lagen. Die Bauerleute hatten alle lieb, es ging ihnen gut, und kein Vater, keine Mutter erkundigte sich je nach Sternauge.

Wie konnten die auch denken, daß die Wölfe ihr Kind verschont hätten?

Sternauge war erst drei Jahre alt, als ihre Pflegemutter etwas bemerkte, was sie nicht begreifen konnte. Sie widersprach nie, sie vertheidigte sich nie, wenn die Brüder Streit mit ihr angingen; sie sah sie nur an, und sofort thaten sie Alles, um ihr zu Willen zu sein. Die schwarze Kaze mit den funkelnden Augen wagte sich nicht an sie; der braune zottige Hofhund Kettu hörte sofort auf zu bellen und zu knurren, wenn Sternauge ihn anblickte. Die Pflegemutter meinte, daß die Augen des Mädchens im Finstern leuchteten, und als eines Tages der Schneesturm über die Felsen hinsagte, und Sternauge sich auf die Treppe hinausgeschlichen hatte, da konnte man wirklich denken, sie hätte den Sturm besänftigt, denn nach einigen Minuten wurde es ganz stille.

So viel die Bäuerin auch von dem Kinde hielt, so war ihr das unheimlich. — „Sieh mich nicht so

an," sagte sie manchmal zu der Kleinen; „Du bildest Dir wohl ein, in mein Herz sehn zu können!“

Dann wurde Sternauge betrübt und schlug die Augen nieder, sie begriff weiter nichts, als daß die gute Mutter böse war. Dann streichelte die Pflegemutter ihr freundlich die Wange und sagte: „Weine nicht, kleine Liju; Du kannst ja nichts dafür, daß Du ein Lappenkind bist.“

Eines Tages saß die Frau am Spinnrocken und dachte an ihren Mann, der wieder auf Reisen war. Dabei fiel ihr ein, daß sein Pferd vom linken Hinterfuß das Eisen verloren hätte. Sternauge saß in der Ecke und spielte mit dem Fußbänkchen, das ihr Pferd vorstellte; da sagte sie: „Mutter denkt daran, daß Du das Eisen von Deinem linken Hinterfuß verloren hast!“

Die Frau hörte auf zu spinnen und fragte verwundert: „Woher weißt Du das?“

„Klein Liju hat es gesehen,“ antwortete Sternauge.

Die Mutter erschrak, ließ sich aber nichts merken, nahm sich jedoch vor, noch mehr auf die Kleine zu achten. Einige Tage später hatte ein fremder Mensch im Häuschen übernachtet, und am Morgen fehlte der Hausfrau ein goldner Ring, der auf dem Tisch gelegen hatte. Der Mann kam in Verdacht, seine Kleider

wurden untersucht, aber der Ring fand sich nicht. Da erwachte Sternauge, sah den Mann erstaunt an und sagte: „Der hat einen Ring im Munde.“

Der Ring fand sich, der Mensch wurde fortgebracht, und die Frau ließ sich nichts merken. So verging eine Zeit. Dann bekam Falte die Masern, und der Priester kam, nach ihm zu sehen, denn er war zugleich ein erfahrener Arzt. Die Mutter hatte zwei frische Lachse im Faß und dachte: Gebe ich dem Priester den großen oder den kleinen Lachs, ich denke, der kleine ist gut genug.

Sternauge saß im Winkel, wiegte ein Bündel als Puppe im Arm und spielte, daß sie krank wäre. Dann kam der Besen als Arzt, und da sagte sie zu ihm: „Muß ich Dir nun den großen Lachs geben? Der kleine ist wohl genug!“

Das hörte die Mutter, und jedes Wort gab ihr einen Stich in's Herz. Als der Priester fort war, vermochte sie ihren Zorn nicht länger zu zügeln, sondern sagte zu dem Kinde: „Ich sehe wohl, daß der Zauber fest bei Dir sitzt, Du Lappenkind, und darum sollst Du mich nicht mehr mit Deinen Hexenaugen ansehen. Jetzt bringe ich Dich in den Keller, und einmal täglich darfst Du zum Essen heraufkommen, aber mit ver-

bundnen Augen, damit Du nicht mehr in die Menschen hineinsiehst, bis die böse Kunst Dir ausgetrieben ist.

Das war freilich nicht hübsch gehandelt an dem armen, kleinen Kinde, das nie Jemand etwas zu leide gethan, aber die Frau war eben abergläubig wie Viele ihresgleichen und glaubte steif und fest, daß die Lappen Hexen können. So sperrte sie denn Sternauge in den dunkeln Keller, gab ihr auch warme Kleider, ein Bett und zu essen, damit sie weder fröre, noch hungere. Sternauge hatte Alles, nur nicht Freiheit, Liebe, menschliche Gesellschaft und Tageslicht.

Der Bauer war auf Reisen, und Sternauge saß im Keller. Es war gerade nicht angenehm, aber auch nicht langweilig, denn Sternauge hatte Spielzeug. Da war ein alter Stock, der stellte Vater vor, eine Krufe ohne Henkel, das war Mutter, ein Holzschert, ein Spahn und eine Flasche ohne Hals waren die drei Brüder, und Alle außer dem Vater wohnten in einer leeren Bütte. Da hatten sie Alle etwas zu thun, Sternauge sang ihnen ein Lied vor, Mäuse und Ratten hörten zu.

Frau Liju hatte eine Nachbarin, die Murra hieß. Beide Frauen saßen am Tage vor Weihnachten im Zimmer und redeten von den Zauberkünsten der Lappen.

Die Mutter strickte wollene Handschuhe, Simmu spielte mit Kupfermünzen, Palte zererschlug einen Ziegelstein, und Matte hatte der Kage eine Schnur an's Bein gebunden. Da hörten sie, wie Sternauge unten den Spahn in Schlaf wiegte und dazu sang:

„Mutter strickt von Wolle fein  
Schöne, weiche Handschuh' mein,  
Simmu rechnet, ohne Fehlen  
Kann er alle Münzen zählen.

Palte stößt den Ziegelstein,  
Matte bindet Mieke's Bein,  
Hell scheint nun der Mond herein,  
Schlaf, mein Kindchen, schlafe ein.“

„Was singt das Lappenkind da unten im Keller?“  
fragte Murra.

„Sie singt ihren Spielsachen in der Bütte ein  
Wiegenlied,“ antwortete Lifu.

„Aber sie sieht ja Alles, was wir hier thun; sie  
sieht im Dunkeln den Mond scheinen,“ meinte Murra.

„Ich glaube wirklich nicht, daß sie das sieht, aber  
ich fürchte, sie ist ein Kobold.“

„Ich wüßte wohl Rath,“ sagte die böse Murra.  
„Binde ihr sechs wollene Tücher über die Augen und  
lege sechs Matten über die Kellerluke, so kann sie  
nichts sehen.“

„Das will ich versuchen,“ sagte Liju, ging in den Keller, band über die kleinen Sternaugen sechs wollene Tücher und legte von außen sechs Matten über die Kellerluke. Nach einer Weile wurde es dunkel, die Sterne fingen an zu leuchten und ein Nordlicht stieg in zwei großen, hellrothen Bogen am Abendhimmel empor.

Da sang Sternauge wieder:

„Die kleinen Sterne funkeln  
Im hellen Abendschein,  
Zwei rothe Bogen leuchten  
Am hohen Felsgestein.

Viel Sterne schau'n herunter  
Auf den rothen Feuerschein,  
Weihnacht kommt nun bald zu uns,  
Sternlein lieb, ihr Sterne klein!“

„Hört nur“, sagte Murra, „nun sieht sie gar das Nordlicht und die Sterne! Sie ist doch das schlimmste Hexenkind, von dem ich je gehört!“

„Es ist unmöglich“, meinte die Bäurin; „ich gehe hinunter.“ Da ging sie in den Keller, fand Sternauge mit allen sechs Tüchern vor den Augen und fragte:

„Siehst Du die Sterne?“

„Ja, so viele, so viele,“ antwortete Sternauge.

„Sie glänzen so hell, Mutter; nun ist Weihnachten bald da!“

Die Frau ging wieder hinauf und erzählte das der Murra, und Murra sagte: „Nun weiß ich keinen anderen Rath, als unten im Keller eine sechs Ellen tiefe Grube zu graben, das Kind hineinzulegen und die Grube mit Sand zuzuschütten. Das würde helfen.“

„Nein,“ sagte Lifu, „das würde ich nie thun; es wäre Sünde gegen das Kind, und ich fürchte, mein Mann würde böse, wenn er es erführe.“

„Nun, so gib mir das Gör,“ sagte Murra, „ich will sie nach Lappland bringen.“

„Du darfst ihr aber nichts zu leide thun,“ sagte die Bäurin.

„Was sollte ich ihr denn zu leide thun? Ich bringe sie dahin, wohin sie gehört!“

Murra nahm das Kind, schlug es in ein altes Fell ein und nahm es mit nach den Bergen. Da legte sie Sternauge hin und ging dann fort, indem sie sagte: „Ich thue, was ich versprochen habe; da sie im Schnee gefunden ist, muß sie wieder dahin zurück.“

Da lag nun Sternauge im Schnee und sah wieder zu den Sternen hinauf. Es war ja Weihnacht wie vor drei Jahren, und die vielen tausend schönen, hellen,

unermesslich großen Sonnen blickten wieder voller Mitleid auf das unschuldige Kind herab. Sie leuchteten in seine Augen hinein und bis in sein Herz und fanden dort nur Güte und Anbetung Gottes. Da empfingen die Kinderaugen einen wunderbaren Glanz, so daß sie weit über die Sterne hinaus schauen konnten bis zu Gottes Thron, wo die Engel ab und zu gingen als seine Boten nach den Millionen Welten in Gottes unendlicher Schöpfung. Die Nacht war still und klar, nur das Nordlicht sprühte über den Himmel, und gerade über Sternauge's Köpfschen auf dem Berge stand sein Bogen aufgerichtet zum Preise Gottes.

Früh am Weihnachtsmorgen, als die Kinder noch schliefen, kam der Bauer von der Reise zurück. Nachdem er seine Frau begrüßt und sich den Reif aus dem braunen Haar gestrichen, fragte er nach den Kindern. Mutter erzählte, daß Palte die Masern gehabt, aber wieder gesund wäre, und daß Simur und Matte so rund wären wie Weizensemmel.

„Wie geht es Sternauge?“ fragte Simon.

„Gut“, sagte die Frau, denn sie fürchtete sich vor ihrem Mann, und ihr schlug das Gewissen.

„Wir müssen sehr auf Sternauge achten“, fuhr der Bauer fort; „ich hatte heute Nacht, als ich im

Schlitten eingeschlafen war, einen Traum. Mir war, als fielen ein Stern auf meine Schlittendecke und spräche: Nimm' mich und hüte mich gut, denn ich bringe deinem Hause Segen! Als ich aber die Hand nach dem Stern ausstreckte, da war er verschwunden. Ich erwachte und dachte bei mir, daß Gottes Segen sichtbar mit uns gewesen sei in den drei Jahren, seit wir das fremde Kind angenommen hatten. Früher wollte uns nichts recht glücken, wir waren arm und oft krank, das Korn froh uns aus, der Bär raubte unsre Kühe, der Wolf zerriß unsre Schafe. Aber jetzt ist Alles so gut und gesegnet gewesen, und das kommt gewiß davon, daß Gott den Barmherzigen gnädig ist, und daß seine Engel unschuldige Kinder behüten."

Als die Frau das hörte, gab es ihr einen Stich in's Herz, aber sie wagte nicht ein Wort zu sagen. Sündem erwachten die Jungen, der Vater herzte sie und freute sich, sie so gesund und kräftig zu finden. Als er sie dann eine Weile auf den Knien hatte reiten lassen, fragte er wieder: — „Wo ist Sternauge?"

Da antwortete Simmu: „Mutter hat sie in den Keller gesperrt.“ Falte sagte: „Mutter hat ihr sechs Tücher über die Augen gebunden und sechs Matten auf die Kellerluke gelegt.“

Matte sagte: „Mutter hat sie an Murra gegeben, und Murra ist mit ihr in die Berge gegangen.“

Als Simon das hörte, wurde er roth vor Zorn, aber seine Frau wurde so weiß wie Linnen und stammelte nur: „Sie war ein Lappenkind, und die Lappen können zaubern.“

Der Bauer antwortete gar nicht, ging gleich in den Stall, so müde er auch war, und spannte das Pferd wieder vor den Schlitten. Dann fuhr er erst nach Murra's Hause, riß sie mit in den Schlitten und zwang sie, ihm zu zeigen, wohin sie das Kind gelegt hatte. Sie kamen auf den Berg, gingen mit Schneeschuhen über die schneeverwehten Klüfte. Als sie an die Stelle kamen, wo Murra das Kind verlassen hatte, sah man noch eine kleine, kleine Vertiefung, wo das Kind im Schnee gelegen hatte und ein Stück entfernt die Spur von Schneeschuhen, aber Sternauge fanden sie nicht, sie war fort, und nachdem sie lange nach ihr gesucht hatten, mußten sie wohl umkehren. Der Bauer eilte voraus, Murra folgte hinterher. Da hörte man einen Schrei, der Bauer sah sich um, während er eilig den Berg hinunterglitt, und da sah er, wie ein Haufen hungriger Wölfe da oben Murra in Stücke zerriß. Aber er konnte ihr nicht helfen, denn der

steile Weg hinderte ihn. So kam er betrübt nach Hause, als gerade die Glocken zur Weihnachtsmette in die Kirche riefen.

Da saß seine Frau in bitterer Reue und hatte nicht den Muth, zur Kirche zu gehn und Gott zu loben, denn in der Nacht waren die Wölfe in den Schafstall eingebrochen, und sie fand nicht ein Schaf am Leben, als sie ihnen am Morgen Futter bringen wollte.

„Nun beginnt unsre Strafe,“ — sagte der Mann; „Mutter, laß’ uns mit den Kindern in die Kirche gehn; das thut uns mehr noth als je, denn wir haben eine große Sünde abzubitten.“

Von dem Tage an wußte Niemand, was aus Sternauge geworden war. Die Spuren der Schneeschuhe neben der Stelle, wo das Kind gelegen hatte, ließen vermuthen, daß irgend ein Wanderer, von einem guten Engel geleitet, das Kind gefunden und mitgenommen habe. Wir wollen gern glauben, daß es so geschehn, doch weiß Niemand etwas von dem Wanderer oder dem neuen Heim — hoffentlich einem besseren — das Sternauge gefunden haben mag, wohin sie den Segen bringen, wo sie mehr sehn wird als Andre. Gewißlich, sie wird durch starke Mauern sehn, sie wird die Herzen der Menschen durchschauen, sie wird über

die Sterne hinaus schauen in dem blauen Gewölbe des Himmels, hin bis zu den Wohnungen der Seligen.

Und was wäre denn so Wunderbares darin? Gibt es nicht auch jetzt einige Wenige, welche die Gedanken Anderer zu lesen vermögen? Gibt es nicht gute, fromme Menschen, deren starker Glaube ihre Augen sehen macht bis an den Vorhang zur seligen Herrlichkeit? Weiter als bis zu diesem Vorhang freilich nicht, denn dahinter giebt es noch Manches, was „kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört“, aber es ist schon eine große Gabe, über die Grenze des Irdischen hinaus sehen zu können, und das ist nur Auserwählten gegeben.

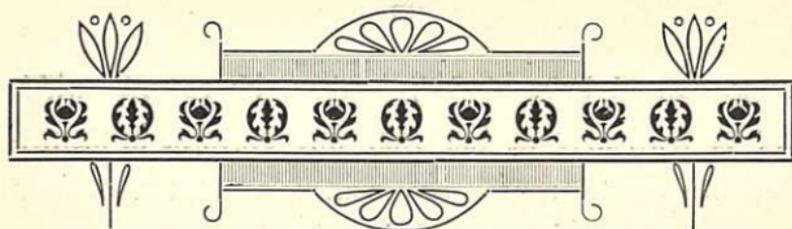
Vordem glaubte man, das Schickjal des Menschen hänge von den Sternen ab. Jetzt glaubt man, das Schickjal des Menschen gestalte sich nach dem Willen Gottes; aber deshalb haben die Sterne ihre wunderbare Macht nicht eingebüßt. Schauen wir mit rechter Andacht hinauf, so dünkt uns, wir erblicken in der unermesslichen Schöpfung gleichsam einen Schimmer vom Gewande der Gottheit. Immer-glänzt da ein Stückchen Ewigkeit in das irdische Dunkel hinein, und darauf kommt es an, ob dieser Abglanz in unserem Auge, in unserer Seele bleibt. In Sternauge's Seele

blieb er, weil sie ein unschuldiges, verlassenes Kind war, ohne feste Stätte auf Erden. Der ganze Unterschied liegt darin, daß bei Anderen der Sternenglanz im Auge so oft erblaßt vor den Gedanken und Begierden, die uns hier auf Erden herunterziehen.

Nun weiß freilich Niemand, wo Sternauge weilen mag. Sie muß noch ein Kind sein, denn es ist nimmer lange her, daß sie verschwand. Gebt also Acht auf alle guten Kinder, die euch mit hellen, glänzenden Augen anblicken: vielleicht ist Eines von ihnen unser verschwundenes Sternauge. Man erzählt, sie hätte schwarzes Haar und braune Augen wie die Lappenkinder, aber deshalb brauchst du nicht zu denken, daß sie nicht auch unter blonden und blauäugigen Kindern zu finden wäre. So etwas ist von gar keiner Bedeutung. Sie mag jetzt ganz anders aussehen. Achte nur darauf, ob sie in deinen Gedanken lesen kann, einen Sturm besänftigen oder hinter vielfacher Verhüllung ein Geheimniß errathen kann. Vermag sie das Alles, so ist sie sicherlich Sternauge. Wenn du sie findest, so theile es uns mit, aber ihr selber sage es nicht, denn nun hat sie wohl längst die Herzenshärtigkeit der Menschen vergessen, und es ist besser, daß sie das vergißt. Ach, du kleines Stern-

auge, einmal habe ich dich gesehen, ich verrathe nicht, wo es war, aber ich sah dich, und du lasest in meinen Gedanken und legtest die kleinen Arme um meinen Hals, denn du sahst, daß ich dich liebte. Wer könnte auch anders, als dich lieben, du liches Kind mit dem Abglanz des Ewigen in deinen strahlenden Augen! —





## Die Birke und ihre stolzen Bläue.

**I**n einem Walde nicht fern von der Landstraße stand eine schöne Birke; sie war noch ganz jung, und da der Frühling gerade einzog, so brachen ihre bräunlichen Knospen allmählig auf und entfalteten sich zu feinen, schmalen, lichtgrünen Blättlein, wie die Birke sie eben in der ersten Frühlingszeit trägt, und die durch ihre Zartheit und Anmuth ein jedes Auge erfreuen.

„Ach,“ dachte die junge Birke bei sich, „ich bin wirklich gar zu schön; ich bin doch weit schöner als die alte knorrige Eberesche, die da an der Ecke steht. Ich bin nur gespannt, was noch aus mir wird.“

„Vielleicht weiß es die Kohlmeise,“ meinte die

Birke und nahm sich vor, sie danach zu fragen. Die Meise aber war ein Schalk und wollte sich gut mit der Birke stellen, damit sie Erlaubniß bekäme, an den Knospen zu picken. So sagte denn die Meise: „Weißt Du was, Birke, Du siehst so wunderhübsch aus, daß sicherlich etwas Vornehmes aus Dir wird. Ich möchte wetten, daß man aus Deinen Zweigen einen Korb für die Prinzessin flicht, und dann stehst Du in ihrem Vorzimmer auf einem Marmortisch und wirfst bis an den Rand mit goldgelben Äpfeln gefüllt; das wird eine Pracht.“

„Ach,“ sagte die Birke, „glaubst Du das im Ernst?“

„Gewiß glaube ich das,“ sagte die Meise und flog zu der großen Tanne hin, die in geringer Entfernung ihre Zweige ausbreitete und gar stolz da stand. Dieser bildete sie ein, sie wäre zu einem Schaukelstuhl für keinen Geringeren als den König bestimmt. Das glaubte die Tanne auch, weil sie ebenso wie die Birke sehr empfänglich für Schmeichelei war. Sie merkte deshalb nicht, daß die schlaue Meise nur bei Regenwetter unter ihren Zweigen Schutz suchen wollte und ein bißchen an den appetitlichen, frischen, jetzt noch so zarten Tannenzapfen picken und naschen wollte.

Es ist allemal dumm, ein Ohr für Schmeichler zu haben.

Nabe an der Landstraße lag eine kleine Häuslerei, und eines Morgens kamen die Kinder mit Messern heraus und fingen an, Birkenzweige abzuschneiden.

„Haha!“ dachte die Birke, „nun geht's los, nun wollen sie aus meinen Zweigen einen Korb für die Prinzessin flechten.“ Und dabei durchfuhr sie ein Freudenschauer, so daß die zarten Blätter an den feinen Zweigen im Morgenhauch leise schaukelten.

„Diese Zweige sind für einen Badequast noch viel zu dünn,“ sagte der eine Junge. „Wir wollen lieber einen Besen davon binden!“

„Welch' ein Schicksalsschlag,“ dachte die Birke, und laut sagte sie: „Wer untersteht sich denn, aus mir einen Besen zu binden?“

„Gewiß thun wir das,“ antworteten die Kinder und banden einen Besen, nicht gerade aus der ganzen Birke, sondern aus einzelnen Reifern. Im Grunde war es aber dasselbe, denn jedes Reis dünkte sich ebenso viel wie der Baum selbst. Und dann trösteten sie sich mit dem Gedanken, daß sie wenigstens den Fußboden im Zimmer der Prinzessin fegen würden, wenn sie nun einmal nicht dazu bestimmt

wären, auf einem Marmortisch goldene Äpfel darzubieten.

Als die Kinder nach Hause kamen, sagte ihre Mutter: „Der Besen gefällt mir, den will ich behalten, um die Stube damit zu fegen.“ Und so fegte sie denn den Fußboden mit der stolzen, vornehmen Birke. Hätte der Besen noch einige Blätter gehabt, so wären sie gewiß vor Schreck hoch gestanden, aber er hatte keine mehr, denn sie waren sämtlich abgeschält.

Wenn der Besen keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, so wurde er in die Ofenecke gestellt und hatte dann Muße genug, sein grausames Geschick zu beweinen oder ein wenig mit seinem Nachbar, dem Müll-eimer, zu plaudern. „Ich bin von guter Familie,“ sagte er zum Eimer, „bin ich auch für jetzt nur ein Besen. Das muß man mir auch anmerken; meinst Du nicht auch, daß ich fein aussehe?“

„Na, das kann man jetzt gerade nicht von Dir sagen,“ antwortete der Eimer etwas spöttisch. „Ich dagegen bin von hoher Abkunft, denn ich stamme von einer Tanne, die einmal dazu bestimmt war, zu einem Schaukelstuhl für den König verarbeitet zu werden. Das hat die Meise mir heilig und theuer versichert,

und sie war bereit, es zu beschwören; freilich, soviel ich weiß, brauchen Weisen nicht zu schwören.“

„Pfui über den Schelm,“ rief der Besen ganz entriistet; „sie hat mich und Dich belogen. Aber sage mal, was gedenkst Du später zu werden?“

„Ich denke mein Lebenslang Müllleimer zu bleiben,“ antwortete dieser; „habe ich nur mein Auskommen mit Abfallknochen und Müll, so bin ich zufrieden, und die Ferkel behaupten ja, daß ich ganz vortrefflich bin. Aber, was meinst Du, da wir so nahe Nachbarn sind, könnten wir uns nicht verheirathen?“ —

„Du solltest Dich schämen!“ antwortete der Besen. „Glaubst Du vielleicht, daß ich Willens bin, mein ganzes Leben hindurch ein Besen zu bleiben? Nein, höher hinauf! Du wirst es noch erleben, daß aus mir etwas Besonderes wird.“

„Nun, wir werden ja sehen!“ antwortete der Eimer.

Mittlerweile kam die Häuslerin herein. „Der Besen ist schon recht zerschliffen,“ sagte sie, „es ist wohl besser, ich binde eine Ruthe davon.“ —

Und sie band eine Ruthe, nicht aus dem ganzen Besen, sondern nur aus einigen seiner Reiser, aber jedes Reis dünkte sich ja ebenso viel wie der ganze Besen.

Damit züchtigte sie ihre Kinder, und wenn sie es that, so mußten sie es wohl nöthig haben und Strafe verdienen. Wenn sie sich zankten oder faul waren, oder mit zerrissenen Kleidern ankamen, da gab es allemal eine kleine Tracht Schläge, und es ist fast unglaublich, wie heilsam das thut. —

Anfangs fand die Ruthe diese Berrichtung etwas unbehaglich, aber bald gewöhnte sie sich so daran, daß sie schon aufpaßte, wenn die Kinder in Streit lagen. „Nun geht's gleich los,“ dachte sie dann an ihrem Platz, den man ihr an der Wand zwischen Ofen und Thür gegeben hatte.

„Feine Arbeit, wirklich recht feine Arbeit,“ rief der Simer spöttlich; „nun hast du allerdings ein außerordentlich hohes Amt bekommen!“ —

„Schweig' still, oder es ergeht Dir wie den Kindern,“ brummte die Ruthe; „man kann gar nicht wissen, was noch aus mir wird, wenn das Glück mir günstig ist.“

„Nun, wir werden ja sehn!“ sagte der Simer.

„Gott sei Dank, daß die Kinder sich jetzt schicken,“ sagte die Mutter, „ich habe sie so fleißig gestraft, daß die Ruthe recht verbraucht ist; nun will ich sie mit dem Rest des Besens zur Streu für

die Ferkel thun; die brauchen etwas Frisches zum Liegen.“

So wanderte die Ruthe denn in den Stall zu den Ferkeln, und das war nicht angenehm. — Nöff, nöff, grunzten die Ferkel und wühlten mit ihren dicken Schnauzen zwischen dem Stroh und Reifigt.

„Na, du siehst ja nett aus,“ höhnte der Müll-eimer, als er mit Futter für die Ferkel in den Stall kam. „So schweige doch,“ zankte die Ruthe ärgerlich; „man kann nicht wissen, was noch aus mir wird.“ Aber betrübt war sie doch sehr, und wenn eine Ruthe Thränen vergießen könnte, anstatt Anderen Thränen zu expressen, so hätte sie vielleicht den ganzen Eimer vollgeweint.

Nun meinst du wohl, daß die Geschichte aus ist. Die Birke war nicht zu einem Korb für die Prinzessin geflochten worden; der Besen hatte nicht die Ehre gehabt, ihren Fußboden zu fegen; die Ruthe hatte nicht die goldenen Sacken der kleinen Prinzen ausklopfen dürfen, ja sie hatte nicht einmal zur Streu für königliche Ferkel gedient. Statt die großartigen Pläne erfüllt zu sehen, welche die Birke in ihrer Jugend hegte, hatte sie eine Demüthigung nach der anderen erleiden müssen. Eines Tages saß die Meise

auf dem Gartenzaun und wurde sofort von der Ruthe wiedererkannt. „Guten Tag,“ rief sie ihr zu, „und schönen Dank für neulich.“ Da flog die Meise so schnell fort, wie ihre Flügel sie nur zu tragen vermochten, denn sie gab nichts auf so ärmliche Bekanntschaften. Wer sollte sich auch um eine alte Ruthe kümmern, auf welcher die Ferkel herumtrampelten? Auf der wachsen keine grüne Knospen, die gut schmecken.

Wiederum nach einiger Zeit wurde die Ruthe mit dem Stalldünger auf den Acker geschafft und lag nun da in Regen und Schnee den langen Winter hindurch. Dann fingen die Saaten an, hoch zu wachsen; der Mülleimer, die Meise und die Häuslerin hatten längst vergessen, daß es je so etwas wie diese Birke, diesen Besen und diese Ruthe in der Welt gegeben hatte. Gleichwohl war es ihr gelungen, in all' dem harten Geschick einen kleinen, ganz kleinen Keim zu bewahren, und der hatte sich jetzt im Acker zu einer jungen, lichtgrünen Birkenpflanze entfaltet.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König und die Königin mit ihren Kindern spazieren fuhren. Es war in heißer Sommerszeit, und als sie an der Häuslerei vorbei kamen, fanden sie die Gegend so hübsch, daß sie beschlossen, eine Weile im Schatten

einiger dichtbelaubten Bäume zu verweilen. Die kleinste Prinzessin war recht froh, daß sie aus dem langweiligen Wagen springen und sich zum Spielen an den grünen Ackerand setzen durfte. „Nein, seht doch die süße, kleine Birke,“ rief sie, „die möchte ich gern mitnehmen und in unsern Garten pflanzen!“ —

„Wozu denn das?“ fragte der König. „Haben wir denn nicht Eichen, Pappeln, Kastanien und schöne Obstbäume in Menge? Davon kannst Du ja so viele Ableger pflanzen, wie Du nur willst.“ —

„Ach nein,“ sagte die Prinzessin, „davon haben wir ja so viele, aber nicht eine einzige Birke; bitte, laß mich doch die kleine Birke mitnehmen!“ —

„Erlaube es ihr doch,“ bat die gute Königin; „es ist ja nichts Unrechtes.“

„Na dann meinethwegen, Du kleines Märchen!“ sagte der König; „nimm aber nicht noch diese großen Bäume mit; da möchte es uns im Wagen ein bißchen enge werden.“

Nun löste die Prinzessin die kleine Pflanze sorgsam aus der Erde, schlug sie in feuchtes Moos ein und nahm sie mit nach dem Schloß. Dann pflanzte sie die Birke höchst eigenhändig in ihren Garten, lockerte die Erde ringsum öfter und begoß täglich diesen ihren

lieben Pflögling. Die Birke trieb und wuchs zu einem großen, schönen Baum auf, dem einzigen seiner Art unter den anderen vornehmen Bäumen, sie, des Waldes einfaches Kind, der frische, schöne Liebling der freien Natur. Sie blieb der Günstling der Prinzessin, die nirgends lieber saß als unter dessen grünem Laubdach, und von Allen wurde die Birke als der prächtigste Baum des Schloßgartens gepriesen.

So erging es der Birke mit ihren hochfliegenden Jugendplänen, — weil es eitle Träume waren, mußte sie großes Ungemach erleiden; weil sie falschen Ehrgeiz hegte, mußte sie selber vergehen, und ihre Ehre wurde erst durch das nachkommende Geschlecht wieder hergestellt.

Aber sie hielt auch fest an der Hoffnung auf die Zukunft, die sich von keiner Schmach auslöschten und beugen ließ, und deshalb wurde ihr eine Zukunft, wenn auch nicht die geträumte. Festes Vertrauen wird nicht zu Schanden, aber es muß oft wunderbare Wege wandeln, durch mancherlei Prüfungen, bis die Zeit erfüllt ist.

Der Simer hatte auch in der Jugend von Glück und Ehre geträumt, aber er war von anderer Art; er gewöhnte sich an die Erniedrigung und war zufrieden, wenn er kein Auskommen hatte.

Welcher Baum des Waldes träumte nicht in seiner Jugend so hoffnungsvolle, so hochfliegende Träume? — Einige werden Mülleimer, andere gar nichts und wieder andere nur der Keim für Anderer Glück. Aber trotzdem schmiedet ein jeder Baum seine stolzen Pläne. Träume nur immer, junger Baum! Denke groß von deiner Zukunft! Hüte dich nur vor falschem Ehrgeiz! Bleibe demüthig, allezeit demüthig in deinem Hoffen, so kann es sich doch ereignen, daß du nicht im Verborgenen bleibst, sondern daß Prinzessin Glück dich findet und dir in ihrem Garten einen Platz giebt, wo der müde Wanderer in deinem Schatten ruhen kann.





## Die Waldanemone.

Im Park war soeben eine Waldanemone aufgeblüht; sie war nicht blasser, auch nicht weniger hübsch als andere Anemonen, und da im Frühling alle Anemonen weiß und hübsch aussehen, so war auch sie ebenso weiß und hübsch wie die anderen. War sie vielleicht noch hübscher? Das weiß ich wirklich nicht zu sagen.

Wo Blumen blühen, dahin fliegen Schmetterlinge; wohin sollten sie sonst fliegen? Es ist eine alte Geschichte; so manches Lied ist davon gesungen, daß man genug darüber weiß.

Apollo hieß einer der größten Schmetterlinge; er hatte weiße Flügel und gelbe Sterne auf den Flügeln.

Die Schmetterlinge, wie man weiß, sind etwas eitel und putzen sich gar zu gern. Ihre Schuld ist es nicht, daß sie so eitel sind, denn sie haben sich ihr Kleid nicht beim Schneider anfertigen lassen. Das ist nun einmal so.

Eines Tages kam Apollo angeflogen und fragte die weiße Anemone: „Liebst Du mich, so wie ich Dich liebe?“

„Gewiß liebe ich Dich!“ antwortete sie, denn sie hatte ihn im Ernst lieb und spielte deshalb nicht Versteckens mit ihrem Herzchen.

„Ist es auch ganz gewiß?“ fragte Apollo.

„Sawohl, wie könnte es denn anders sein?“ sagte die Anemone.

„Das ist schön,“ sagte der Schmetterling, und dann sog er allen Honig aus ihrem Blütenkelch. Die Schmetterlinge mögen nämlich den Honig gern, aber sie verstehen nicht, damit hauszuhalten wie die Bienen. So war es also, und Apollo flog davon.

„Er kommt gewiß bald zurück,“ dachte die Anemone. Aber darin täuschte sie sich, denn Apollo blieb fort — er hatte an Anderes zu denken.

Eines Tages indessen umflatterte er eine andere Blume ganz in der Nähe. „Nun kann ich ihn wohl

erwarten," dachte die Anemone. Und so erhob sie denn ihr kleines, zartes Haupt ein wenig und rief so vernehmlich, wie eine Anemone das vermag: „Liebst Du mich, wie ich Dich liebe?“

„Nein, das fällt mir gar nicht ein," antwortete der Schmetterling, und er schämte sich nicht im Mindesten deswegen.

„Aber ich liebe Dich," sagte die Blume.

„Das ist sehr möglich," antwortete Apollo und flog wieder seines Wegs. Diesmal blieb er länger fort. Da stand nun die Anemone so verlassen im Rasen; die Zeit wurde ihr lang, und sie fing an zu verblühen.

Endlich kam Apollo zufällig wieder dahin, noch viel puzsüchtiger als je, und die Anemone fragte wieder: „Liebst Du mich?“

„Nein, ich denke gar nicht daran," antwortete er.

„Aber ich liebe Dich doch," sagte sie.

„Ja, was geht denn mich das an? Das ist ja die alte Rede, die ich schon hundert Mal gehört habe!" Und fort war er.

„Höre mal, Anemone", sagte der knorrige Wachholderbusch, der in der Nähe stand, „schickt sich denn das, die Gefühle seines Herzens so zu äußern? Wenn

man angefahren wird, so muß man sich wehren, und wenn Dir Jemand verächtlich begegnet, so mußst Du Dir merken lassen, wer Du bist. Richte Dich nur nach mir — die Sperlinge sollten sich unterstehen, ihren Scherz mit mir zu treiben. Nein, Anemone, Ehrgefühl muß man besitzen; es ist nicht mehr Brauch, Verachtung mit Liebe zu vergelten."

„Aber ich kann mir nun einmal nicht helfen,“ antwortete die Anemone. „Ich muß ihn lieb haben, so lange ich lebe.“

„Du bist wie ein Pilz,“ sagte der Wachholder, und das war in seinen Augen der schlimmste Vorwurf, denn Pilze stehen im Ruf, sehr berechnend zu sein, und er war nicht wenig stolz auf seine große Weltkenntniß.

Heiß brannte die Sonne, und mit jeder Stunde wurde die Anemone blässer und welker. Da kamen Knaben zum Spielen in den Park; einer trug ein Netz, um Schmetterlinge damit zu fangen, und als er den schönen Apollo erblickte, rief er laut: „Der muß hübsch aussehen, wenn er auf einer Nadel in meiner Insectensammlung steckt, und dann ging's in wildem Lauf über den Rasen.

Nun war Apollo in großer Noth! O, wie flog

er, wie flog er! Und doch streifte das Netz ihn an den Flügeln, und kopfüber fiel er in's Gras, dicht neben die Anemone.

„Hier fiel er nieder,“ rief der Knabe und bückte sich, um nach ihm zu suchen; doch fand er ihn nicht, sprang fort und jagte andere Schmetterlinge.

Apollo war nicht so leicht zu finden, denn die Anemone hatte ihn unter ihren Blättern versteckt, und das war ein sicheres Versteck gewesen. Aber ihr war auf den Stiel getreten und sie lag nun abgebrochen da zwischen den Gräsern.

„Das war gut, daß ich gerettet wurde,“ sagte Apollo und kam unter den dichten Blättern zum Vorschein.

„Liebst Du mich?“ fragte die abgebrochene Anemone, die schnell dahinwelkte.

„Ach, Du warst das?“ sagte der Schmetterling. „Denke nur, meine Sterne sind schmäählich beschädigt! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ferner in der guten Gesellschaft sehen lassen kann.“

„Liebst Du mich?“ fragte wieder die hinsterbende Blume.

„Nein, wie staubig meine Frackschöße geworden sind,“ fuhr Apollo fort. „Du Liebe, hast Du noch

einen Thautropfen in Deinem Kelch, so gieb mir den zu Waschwasser, denn ich sehe ja aus wie aus dem Müllfaß.“

„Liebst Du mich?“ fragte die Anemone noch einmal.

„Aber, Liebe, ich habe jetzt keine Zeit zu solchen Lappalien,“ antwortete der Schmetterling. „Ich habe es wohl gedacht, meine Krause ist ganz zerdrückt; was wird man am Rosenhof dazu sagen?“

„Aber ich habe Dich geliebt,“ sprach die sterbende Anemone, denn nun ging es mit ihr zu Ende, und ihrer Krone entfiel ein Blatt nach dem andern.

„Ach, sieh doch die Aermste!“ sagte da der Schmetterling, denn schlecht war er eigentlich nicht, nur recht flatterhaft, wie sie eben alle sind. „Nun bekomme ich keinen Tropfen Waschwasser, ehe nicht gegen Abend der Thau fällt. Fürwahr, ich bin doch ein unglücklicher Schmetterling! Mein Frack ist beschädigt, meine Krause ist zerdrückt und meine Sterne sehen aus wie alte Kupfermünzen. Welch' eine schreckliche Begebenheit! Das muß ja das größte Aufsehen in der Welt erregen, und ich muß der Gegenstand allgemeinen Mitleids sein. Das ist freilich auch etwas werth. Wenigstens werde ich dadurch höchst interessant. Was wird man an den Rosenhöfen dazu sagen?“

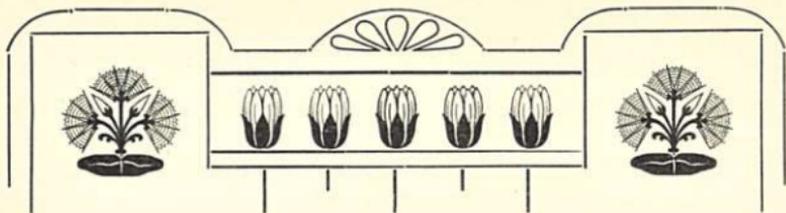
Nach diesen Worten flog Apollo wieder davon, aber er war noch nicht weit gekommen, als er auf einen Sperling stieß, der ihm schon eine Weile vom Zaun aus aufgelauret hatte. Happs, fuhr der Sperling auf ihn zu und verschlang ihn in einem Bissen, wie interessant der Schmetterling sich auch gefühlt hatte.

Der Wachholder hatte Alles beobachtet und machte sich seine Gedanken darüber. „Es war ein Fehler,“ sprach er, „daß die Anemone so wenig auf sich hielt. Man muß seinen Stolz haben und sich wehren, so wird man in dieser Welt geachtet — wie ich zum Beispiel.“ —

Aber so denken nicht Alle. Als der Abendwind über das hohe Gras strich, da ging noch lange ein Flüstern unter den anderen Anemonen um. Sie sprachen zu einander: „Liebst Du mich, so liebe ich Dich!“ Und wieder: „Liebst Du mich nicht mehr, so liebe ich Dich doch!“

Es ist die alte, bekannte Geschichte, aber die Anemonen meinten, sie könne einmal wieder erzählt werden.





## Prinzessin Lindagull.

---

Setzt eilen wir auf Flügeln des Windes in's Märchenland, in die Heimath der Rosen und Nelken, wo schöne Feen im Morgenroth ihre Schlösser zaubern; wo im Mitternachtsdunkel schwarze Gnomen einherfliegen; wo die Sonne feurig emporsteigt über den blauen Bergen von Sinnistan und die Wasserlilie sich in tiefer, stiller See spiegelt, wo am Flußufer die Augen des Tigers uns aus dem Schilf entgegenfunkeln, und sonneverbrannte, dunkeläugige Menschen in Haß glühen und in Liebe entbrennen. Wir eilen nach Persien.

In Persien lebte einmal ein König, Namens Schah Nadir, der unermeslich reich war. Ihm waren

große, schöne Länder und viele Millionen Menschen unterthan; in hohen Sälen lagen Gold und Edelsteine aufgehäuft; seine Schiffe, beladen mit den Gewürzen Indiens, durchsegelten alle Meere. Wenn er sich in seiner Hauptstadt Ispahan zeigte, so umgab ihn eine Leibwache von Hunderttausend Mann in silbernen Rüstungen, die wie Feuer in der Sonne blitzten, und fünfzigtausend Reiter auf den schönsten Pferden mit goldenen Zügeln und juwelengeschmückten Sätteln standen bereit, auf seinen leisesten Wink fortzusprennen und eine Welt zu erobern.

Aber den mächtigen Schah Nadir gelüftete es nicht mehr nach Krieg und Eroberungen; er hatte manchen Sieg errungen, viele feindliche Städte waren vor seinem Born in Flammen aufgegangen, und zahlreiche Kriegsheere hatte er vernichtet, als sein Arm noch jung und unwiderstehlich war. Jetzt war er alt und müde und ruhte meistens auf den weichen Purpurdivans in seinem glänzenden Schloß. Nur zuweilen im Frühling, wenn goldgesäumte Wolken die brennende Sonne beschatteten und von den Zagooßbergen angenehme Kühle herabströmte, dann setzte Schah Nadir sich in einen goldverzierten Palankin, den acht in Silberstoff gekleidete schwarze Sklaven trugen, und

hielt Musterung über sein Heer oder schaute Thiergefechten zu.

Schah Nadir hatte viele Söhne, aber die Söhne machten ihm wenig Freude, denn sie waren ehrgeizig und undankbar, ja, sie trachteten ihm nach Leben und Krone. Deshalb hatte der Vater sie alle in entlegene Provinzen geschickt, wo sie als seine Statthalter regierten. Aber bei sich zu Hause behielt er seine einzige liebe Tochter, Prinzessin Lindagull, die er über Alles liebte, mehr als alle seine Schätze und sein ganzes Reich.

Nun war der Name Lindagull bis dahin in Persien unbekannt, und es fiel den Persern gar schwer, ihn auszusprechen. Die Mutter der Prinzessin stammte nämlich irgend woher aus dem hohen Norden, war in ihrer Jugend von afrikanischen Seeräubern gefangen und ihrer außerordentlichen Schönheit wegen an den König von Persien verkauft worden. Dieser erhob sie zu seiner Gemahlin und liebte sie mehr als seine anderen Frauen. Die schöne, schon verstorbene Sultaniin hatte ihre Tochter Lindagull genannt, was bedeuten sollte, daß die Prinzessin so schön und rein wäre wie die goldene Sonne, wenn ihre Strahlen im Frühling im zarten Laub der nordischen Linde spielen.

Und in der That gab es auf Erden kein schöneres, reineres Wesen als Prinzessin Lindagull. Sie hatte ihres Vaters hohe, königliche Haltung, im Aussehen und im Gemüth glich sie der Mutter. Weiß war sie wie nordischer Schnee, die Augen so sanft wie die Sterne an einem Augustabend, wenn der Mond nicht scheint. Ihr Herz war edel, liebevoll und gütig, und deshalb lebte in Schah Madirs großem Reich Niemand, der die Prinzessin nicht liebte, denn der Ruf ihrer Schönheit und Güte war in ganz Persien verbreitet.

Das freute den alten König sehr, und sein stolzes Herz schmolz wie Wachs in der Wärme, wenn er sein holdes Kind anschaute — sie war das Licht seiner Augen, die Erholung seiner Tage, der Traum seiner Nächte. Ein Wort von ihr genügte, seinen höchsten Zorn zu entwaffnen, und ihr vermochte er keine Bitte abzuschlagen, besonders wenn es galt, einen unglücklichen Gefangenen zu begnadigen. Ja, im Hinblick auf den wilden Sinn seiner Söhne hatte er sich vorgenommen, für seine Tochter einen edlen Gemahl zu wählen und ihnen und ihren Nachkommen sein ganzes Reich als Erbe zu hinterlassen.

Da nun aber das reinste Gefühl einer Menschenbrust in einen Fehler ausarten kann, so geschah das

auch mit Schah Nadir's Vaterliebe. Er liebte seine Tochter mehr als alle seine Millionen Unterthanen, und das war schon unrecht, denn ein Fürst soll sein Volk wie seine Kinder halten. Aber er liebte sie auch mehr als Allah, seinen Gott, denn er betete sie an, wie man kein sterbliches Wesen anbeten darf, und diese abgöttische Liebe rief Allah's Strafe auf ihn herab.

Man konnte nicht schöner und angenehmer wohnen als Prinzessin Lindagull. Im kühlen Garten, im Schatten hoher Palmen, umgeben von leise murmelnden Springbrunnen, von tausend duftenden Blumen, lag das Marmorschloß der Prinzessin. In den hohen Zimmern brachen sich die Sonnenstrahlen im geschliffenen Bergkristall der Fenster; auf weichen Seidenkissen ruhte die Prinzessin Nachts, und wenn der Morgen anbrach, wurde sie von ihren Dienerinnen nach dem schönen Becken aus Elfenbein geführt, aus dessen Tiefe eine klare Quelle emporsprudelte und ihre zarte Gestalt schmeichelnd umfing. Tagsüber wirkte sie im Kreise der Dienerinnen an schönen Stoffen, lauschte dem Gesang der Vögel und den Tönen der Zither, lustwandelte im Garten und spielte wie ein Kind mit bunten Federbällen und dunkelrothen Rosen.

Es ist nicht gut, beständig im Ueberfluß zu leben und auf den leisesten Wink hin seine Wünsche erfüllt zu sehen. Manche werden dadurch stolz und launisch, aber das wurde Prinzessin Lindagull indessen nicht. Nur langweilte sie sich allgemach. Sie wußte nicht wie es kam, aber Federpiel und Blumenduft, Quellengemurmel und Zitherspiel, Alles das freute sie nicht mehr, und oft war ihr das Herz zum Weinen schwer. Das konnte sie nicht verstehen und ihre Gespielinnen noch weniger. Sie wußte nicht, die kleine Lindagull, daß eben kein Bild auf Erden wirklich licht und schön ist, wenn nicht Mißgeschick und Schmerz es wie ein Rahmen umgeben, und der frohen Tage Glanz sich davon abhebt. Und so stand es um ihr Glück! Um dies recht genießen zu können, mußte sie erst erfahren, was Schmerz ist.

Schließlich glaubte die Prinzessin, den Grund ihrer unbefriedigten Sehnsucht in ihrem abgeschlossenen Leben zu finden. Sie wünschte, sich auch einmal an dem Menschengewimmel des großen Ispahan zu freuen, und als ihr Vater sie wieder besuchte, bat sie um die Erlaubniß, den großen Thiergesechten zuschauen zu dürfen, die zur 70. Geburtstagsfeier des Königs veranstaltet wurden. Und da Schah Nadir der Tochter

nichts abzuschlagen vermochte, so bewilligte er diese Bitte, obgleich er zum ersten Mal fühlte, daß er es ungern that.

Schah Nadir war ein Mächtiger, den halb Asien fürchtete, und solche Herrscher haben viele Feinde. Die verachtete er zwar, weil er sie mit dem Schwert besiegt hatte, und den Einen schätzte er so gering, daß er ihm nur den Bart hatte scheeren lassen und ihn dann freiließ. Dies war der König der Riesen in Turan, dem wilden Gebirgs- und Wüstenlande im Norden von Persien, und dieser König hieß Bom-Bali. Er hatte auf einem Streifzug im hohen Norden einen lappischen Zauberer gefangen, der sich in allerlei Thiergestalten verwandeln und nachher seine wahre Gestalt wieder annehmen konnte. Da nun Bom-Bali von den großen Thiergefechten in Ispahan hörte, wovon seine Rundschafter ihm berichteten, so ließ er Hiomu holen und sprach zu ihm: „Hund, hast du dein Leben lieb?“

Hiomu antwortete: „Herr, möchte dein Schatten nie kleiner werden! Du weißt, daß dein Hund das Leben lieb hat!“

Bom-Bali sagte: „Am ersten Tage des Monats Moharrem findet zu Ispahan ein Thiergefecht statt,

und dafür läßt Schah Nadir in unsern Bergen Thiere einfangen; nimm du Thiergestalt an, lasse dich fangen und raube mir Prinzessin Lindagull, den Stolz des Schah und ganz Persiens."

"Dein Hund wird den Befehl seines Herrn erfüllen!" sprach der Zauberer.

So kamen Perser nach Turan, fingen in den Wüstengebirgen viele wilde Thiere und brachten sie lebend in Käfigen nach Ispahan.

Nun war der erste Tag des Monats Moharrem gekommen, und die Vorbereitungen zu dem Fest in der Hauptstadt waren beendet. Viele grimmige Bestien aus Indien, Arabien, Turan und besonders aus der Wüste Sahara wurden in den Seitenkammern der großen runden Arena bereit gehalten, die mehr als sechs Tausend Zuschauern auf den weiten, hochragenden Tribünen ringsum Platz gewährte. Zu deren Sicherheit war zwischen dem Kampfplatz und den Tribünen ein eisernes Gitter errichtet.

Schon am frühen Morgen war die ganze Stadt in Bewegung. Prinzessin Lindagull war fröhlich wie ein Kind, denn sie sollte ja wie ein Vogel aus dem Käfig fliegen und ein Schauspiel sehen, in welchem die Schauspieler wirkliche Löwen, wirkliche Tiger waren,

nicht solche Schauspieler, die sich hinter den Couliſſen einen falſchen Bart anheften, um recht grimmig auszuſehen, und ihn wieder ablegen, wenn ſie von der Bühne abtreten.

Die Zuſchauer waren verſammelt, und man erwartete nur noch den Schah. Endlich traf er ein, begleitet von ſeiner glänzenden Leibwache, aber nicht er allein, ſondern auch ſeine Tochter, die wunderſchöne Prinzessin Lindagull. Nach morgenländiſchem Brauch war ſie verſchleiert, und man konnte alſo nur ihren geſchmeidigen Wuchß und ihre königliche Haltung bewundern, als ſie, gefolgt von ihren Dienerinnen, auf dem ſchönſten kleinen Zebra angeritten kam, das ſtolz auf ſeine Laſt daher tanzte. Und obgleich das Volk ihr Antliß nicht ſehen konnte, ſo hatten doch Alle von der Schönheit und Güte der jungen Prinzessin gehört. Alle wußten, daß ihre Bitte manchen Unglücklichen gerettet hatte, und daß ſie täglich an die Armen Brod und Arznei vertheilen ließ. Da ſie nun zum erſten Mal ſich dem Volke zeigte, ſo brach ein vieltauſendſtimmiger Jubelruf aus, wie er in Perſiens Hauptſtadt nicht vernommen war ſeit dem Tage, da Schah Nadir mit zwanzig gefangenen Königen im Triumph einzog.

Möglicherweise erröthete die Prinzessin unter ihrem Schleier, aber das konnte ja Niemand sehen; sie setzte sich neben ihren Vater auf die reichgestickten Purpurkissen, die auf den kostbaren Matten der königlichen Tribünen lagen, und dann begann das Spiel.

Zuerst wurden ein Paar Kampfhähne aufeinander gehehrt; unter lautem Lachen der Zuschauer rissen sie sich die Federn aus, und das schien Vielen recht vergnüglich, aber die Prinzessin fand es gar nicht hübsch.

Dann folgte ein merkwürdiger Kampf zwischen einer Wildkatze und einem Seeadler, dem man einen Flügel gestutzt hatte, damit er nicht fortfliegen könne. Beide krallten einander mit den scharfen Klauen an, der Adler schlug seinen Schnabel der Katze in die Weichen, während sie versuchte, seinen Hals mit ihren Zähnen zu packen. Schließlich büßte der Adler beide Augen ein, da war es aus mit ihm, und die schwer verwundete Katze wurde als Siegerin begrüßt.

Nun wurden zwei riesige Krokodile in langen Wannen mit Wasser hereingetragen, und man warf ihnen ein todtcs Ferkel vor. Die Krokodile hatten einen ganzen Monat lang nichts gefressen und waren völlig ausgehungert, aber doch so schläfrig, daß sie sich

ruhig in der Wanne konnten. Da sprang ein kleiner, kecker Junge hinzu und kitzelte mit einer Gerte die Nase des einen Krokodils. Da sperrte das Unthier seinen greulichen Rachen auf und fing an, schwerfällig und ungeschickt aus der Wanne zu klettern, um den Kleinen zu verschlingen, der aber flink zur Seite sprang. Dann weckte er das andere Krokodil auf dieselbe Weise und rettete sich, leichtfüßig wie eine Gazelle, durch eine kleine Thür im Gitter. Als die beiden Krokodile nun das todte Ferkel erblickten, stürzten sie darauf los, um es zu verschlingen und geriethen dann in Streit um die Beute. Beide fielen übereinander im Kampf, aber keins konnte mit den scharfen Zähnen das dicke Fell des andern durchbeißen, bis das eine auf den Rücken fiel, der Sieger ihm die Brust aufriß und das Ferkel behielt.

Nun sollten sechs große arabische Hunde mit ebenso vielen Schakals aus der turanischen Wüste sich bekämpfen. Die Schakals sind wie die Wölfe dem Geschlecht der Hunde verwandt, aber viel feiger. Sie versuchten auf jede Weise sich fortzuschleichen, wurden aber gezwungen, standzuhalten und sich zu vertheidigen. Das wurde ein blutiger Kampf, und schon lagen fünf Hunde auf dem Wahlplatz, während erst ein Schakal

gefallen war, als sich von den Tribünen her ein scharfer Pfiff hören ließ. Es war der junge, tapfere, arabische Prinz Abderraman, der seinen Lieblingshund Wallediwau damit anfeuern wollte. Der Hund erkannte seines Herrn Stimme und faßte Muth. Die Schakals fielen einer nach dem andern von seinem scharfen Biß, und bald wurde Wallediwau mit lautem Zuruf als Sieger begrüßt.

Nachdem zur Abwechselung eine Hyäne mit einem Wolf gekämpft hatte, wurden ein Leopard und ein Panther hereingelassen, und beide stürzten sofort auf das ihnen vorgeworfene Stück frischen Fleisches los und schlugen sich um dessen Besitz. Der Panther als stärker und geschmeidiger, behielt den Sieg, nachdem er seinen Gegner tödtlich verwundet hatte.

Nun stampfte langsam ein großer, indischer Elephant herein, auf dem Rücken einen kleinen Thurm tragend, in welchem vier Bogenschützen saßen. Der Gegner war ein gestreifter Königstiger von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, der nach dem Fürsten der Finsterniß Arihman genannt wurde. Die Bogenschützen schossen Pfeil nach Pfeil auf ihn ab, um ihn zu reizen, aber der Tiger kauerte da mit funkelnden Augen und geringeltem Schwanz und schien sich nicht

rühren zu wollen. Da wurde seine Nase von einem Pfeil getroffen, Arhman brüllte fürchterlich auf, peitschte einen Augenblick den Sand mit seinem Schwanz und warf sich mit einem Sprung auf den Rüssel des Elephanten. Nun brüllte dieser vor Schmerz, krümmte den Rüssel, hob den Tiger in die Höhe und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zu Boden, daß man ihn für zerquetscht hielt. Allein bald richtete Arhman sich auf, flog mit gewaltigem Sprung dem Elephanten auf den Nacken und grub die Zähne tief in dessen Hals. Wüthend vor Schmerz versuchte der Elephant, den Gegner abzuschütteln, aber vergebens; seine Kraft erlahmte, langsam sank er zu Boden, der Thurm zerfiel, die Schützen flüchteten, und der Tiger trank gierig vom Blut seines Feindes.

Nachdem Arhman sich ein wenig ausgeruht hatte, wurde ein starker Löwe hereingelassen, der nach dem Fürsten des Lichts Ormuz hieß, und nun wollte man den beiden Raubthieren ein lebendiges Lamm vorwerfen. Aber das war zu viel für die Prinzessin, die schon genug hatte von dem blutigen Schauspiel. Sie winkte: das zitternde Lamm war gerettet, und statt dessen warf man einen todten Hund hin. Der Löwe war hungrig und stürzte sogleich auf die Beute zu;

der Tiger war satt vom Blut des Elephanten, aber neidisch von Natur sprang er hinzu, um dem Löwen den Raub zu entreißen, und dann entspann sich ein fürchterlicher Kampf zwischen Ormuz und Arihman. Ihr schreckliches Geheul erfüllte die Luft, der Sandboden wurde von ihren Taten aufgewühlt und von ihrem Blut gefärbt. Sie stürzten übereinander, sie rissen sich los, sie fielen wieder Einer über den Andern her; es war ein greuliches Schauspiel, und die Zuschauer erbebten. Lange blieb der Ausgang unentschieden, aber schließlich unterlag der Tiger; der Löwe hatte ihm die Brust aufgerissen, und Arihman war todt. Im Triumph wurde Ormuz aus der Bahn geführt.

Nun sollten zum Schluß große Massenkämpfe zwischen ganzen Schaaren von grimmigen indischen und arabischen Raubthieren stattfinden. Da indessen die Sonne heiß brannte, so wurde eine Pause gemacht, damit die Zuschauer sich an verschiedenen Getränken erquicken könnten. Viele gingen in die Bahn, um die dort liegenden todten Thiere zu betrachten. Auch die Prinzessin war neugierig, die Thiere in der Nähe zu sehen, da sie bis dahin nur Blumen und Singvögel gekannt hatte. Sie stieg also mit ihren

Dienerinnen und der Wache hinunter, und Sklaven breiteten goldgestickte Matten vor ihr aus, damit ihre feinen Füße nicht mit dem blutigen Sande der Arena in Berührung kämen.

Was hatte sie zu fürchten? Alle lebenden Raubthiere waren in sicheren Käfigen eingeschlossen, und Arhman, der schreckliche Tiger, lag todt da. Vindagull ging also zu ihm hin, bewunderte seine Schönheit, besonders sein prächtiges, gestreiftes Fell und beschloß, sich von ihrem Vater das Tigerfell zu einer Fußdecke zu erbitten.

Da richtete sich plötzlich der todtgeglaubte Tiger auf den Hinterfüßen auf, that einen Sprung, stürzte auf die Prinzessin zu, faßte sie mit seinem Rachen und eilte mit ihr fort.

Aus dem Munde der vielen tausend Zuschauer ertönte ein Schreckensschrei, aber wie gelähmt, hatte Niemand den Muth, dem Tiger seine Beute zu entreißen, als nur der tapfere Prinz Abderraman, der sich blitzschnell dem Tiger entgegen warf, ihn bei der blutigen Brust faßte und mit ihm um seinen Raub kämpfte. Der unglückliche Prinz; der Tiger zerschlug ihm mit der Tazze den rechten Arm, und ehe Hilfe kam, lag der Prinz blutend im Sande, während

Arihman über die Schranken sprang und mit der Prinzessin forteilte.

Schah Nadir's Jammer war groß, und groß der Schmerz in Ispahan, ja in ganz Persien. Die fünfzigtausend Reiter des Königs saßen sofort auf, um die Prinzessin aufzusuchen. Sie durchforschten jedes Gehölz, jede Schlucht in Turan, wo der grimme Tiger gefangen war. Viele hundert Tiger und andere Raubthiere fielen von ihren Lanzen, aber es war Alles ohne Erfolg. Nachdem nicht nur Turan, sondern halb Asien durchsucht war, mußte die Reitereschaar mit der betrübenden Nachricht zurückkehren, daß die Prinzessin nicht gefunden war.

Schah Nadir zerraupte sein graues Haar und verfluchte seinen siebenzigsten Geburtstag, der ihm das Liebste auf Erden, seine Lindagull, gekostet hatte. Er befahl dem Volk, Trauerkleider anzulegen, wie beim Tode einer Sultantin, und in allen Moscheen mußten Gebete für die Auffindung der Prinzessin gelesen werden. Des Königs Botschaft aber lautete so: Wer ihm seine Tochter lebend wieder zuführe, sollte ihre Hand erhalten und die Krone von Persien erben — wer sie nur todt zurückbrächte, sollte mit sechzig Eseln belohnt werden, die reich mit Gold und Kostbarkeiten beladen wären.

Die Hoffnung auf so reichen Lohn lockte viele edle Prinzen und Fürsten, sich auf das Abenteuer einzulassen, die verlorene Königstochter aufzusuchen. Aber früher oder später kamen sie Alle zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben — Alle, ausgenommen den Prinzen Abderraman. Er hatte ein feierliches Gelübde gethan, fünfzehn Jahre lang nach der Prinzessin zu suchen, sie mit seinem einen, dem linken Arm zu befreien und sie aufzufinden oder zu sterben.

Wäre nun die Prinzessin von einem wirklichen Tiger geraubt, so hätte unser Märchen damit wohl ein Ende gefunden, denn einem Königstiger ist nichts heilig, nicht einmal die schönste Prinzessin der Welt. Dem war aber nicht so. Der Zauberer Hiomu hatte das Thiergefecht nur benutzt, um in Thiergestalt seines Herrn Befehl für eigene Rechnung auszuführen. Er hatte mit dem Tiger das Herz getauscht, und so lange sein Herz lebendig war, konnte er nicht getödtet werden. Aber einen solchen Schatz wie die Prinzessin wollte er lieber für sich behalten, und anstatt die Gefangene dem König der Riesen von Turan zu bringen, jagte er mit ihr nach seiner alten Heimath in Lappland.

Es war Herbst, und in Lappland herrschte Finsterniß. Die alte Lappin Pimpedora saß im Zelt am

Herd und kochte Grütze, während ihr Sohn Pimpepanturi dasaß und in Erwartung der Grütze seine Stiefel aus Rennthierfell betrachtete. Pimpepanturi war ja ganz nett, aber etwas dumm und außerdem ein wenig träge. Sein Vater Hiomu hätte ihn gern zaubern gelehrt, aber das ging nicht; Pimpepanturi hielt mehr darauf, zu essen und zu schlafen, als irgend etwas Nützliches zu lernen. Da wandte sich die Alte um und sagte: „Hörst du nicht etwas?“

„Ich höre das Feuer knistern und die Grütze im Tiegel brodeln,“ antwortete Pimpepanturi laut gähmend.

„Hörst du nicht in der Ferne etwas heulen?“ fragte die Lappin.

„Ja,“ sagte Pimpepanturi, „das ist der Wolf, der eins von unseren Rennthieren wegholt.“

„Nein,“ sagte die Mutter, „das ist Vater, der zurückkommt. Er ist nun schon seit vier Wintern fort, aber ich höre ihn schnauben wie ein Raubthier; er muß es sehr eilig haben, heimzukommen.“

Indem kam Hiomu in Thiergestalt an, mit Prinzessin Lindagull im Rachen, legte sie auf das Mooslager im Zelt und nahm sofort seine rechte Gestalt wieder an, während er rief: „Mutter, was hast du zu essen? Ich bin weit gelaufen.“

Der Tiger fiel todt nieder; die Alte wäre vor Schreck beinahe in die Grütze gefallen. Sie kannte indessen ihren Alten und versprach ihm ein gutes Abendbrod, wenn er ihr erzählen wolle, wo er diese vier Winter hindurch gewesen, und was für eine zierliche Puppe er da mitgebracht hätte.

„Das ist eine lange Geschichte,“ meinte der Alte. „Sorge aber für unsere niedliche Puppe und gieb ihr etwas warme Rennthiermilch, damit sie wieder auflebt. Sie ist ein feines Fräulein aus Persien und soll uns Glück bringen.“

Prinzessin Lindagull war nicht todt, auch nicht verwundet; sie war nur aus Schreck ohnmächtig geworden. Als sie wieder zu sich kam, lag sie in ihrer reichen Kleidung von Silberstoff und Perlen auf einem Rennthierfell, das über das Mooslager gebreitet war. Es war finster und kalt im Zelt; das Herdfeuer beleuchtete nur schwach den engen Zeltraum und die alte Lappin, die ihr Rennthiermilch zu trinken gab. Lindagull glaubte im Todtenreich unter der Erde zu sein und weinte bitterlich, daß sie so jung von Persiens Sonne und den lichten Rosengärten Ispahans hatte scheiden müssen.

Der Zauberer hatte inzwischen einen schlauen An-

schlag erdacht, um die Schätze Persiens zu gewinnen und sprach zu Lindagull:

„Weine nicht, schöne Prinzessin: du bist ja nicht gestorben, du bist nur von einem grimmen Tiger geraubt worden, und mein Sohn, der tapfere Ritter Morus Pandorus von Pikkulufukufuku hat dich mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet. Wir sind deine Sklaven und wollen dir mit allem Eifer dienen, bis es uns gelingt, dich nach Persien zurück zu bringen.“

„Wie kannst du aber so lügen, Alter,“ sagte die ehrliche Alte in ihrer Sprache zu Hiomu.

Der Zauberer sagte zur Prinzessin: „Meine Frau sagt, wenn du unseren Sohn, den unvergleichlich schönen und tapferen Ritter Morus Pandorus zum Gemahl nehmen willst, so wollen wir dich gleich nach Persien zurückbringen.“

Bimpepanturi verstand nicht persisch, machte aber große Augen, als sein Vater ihn zur Prinzessin hinschob und ihm mit beiden Händen den steifen Rücken niederdrückte, was eine Verbeugung vorstellen sollte.

Lindagull hätte nicht eine Prinzessin und des stolzen Schah Radirs Tochter sein müssen, um sich nicht durch solche Unverschämtheit beleidigt zu fühlen. Sie sah Hiomu, sie sah dessen tölpelhaften Sohn mit

solchen Blicken an — nein, sie sah nicht, sie blizte sie an, denn das versteht man in Persien, mit den Augen zu blitzen, daß sowohl Vater wie Sohn sehr erschrafen.

„Nein, so geht es nicht,“ sagte der Zauberer, — „sie muß erst zahm werden.“ Nun war im Zelt eine Abseite, drei Ellen lang, zwei Ellen breit. Dort wurde Lindagull eingesperrt und bekam täglich einen halben Rennthierkäse und eine Tasse Schneewasser. Und Tag und Nacht blieb sie da im Dunkeln, denn es wurde nun schnell Winter in Lappland, und das Nordlicht schien nur durch eine kleine Ritze in's Zelt.

Die arme kleine unschuldige Lindagull, sie hatte einmal geblitzt — wie konnte sie wohl anders? — aber beim Gewitter kommt nach dem Blitz bald der Regen, und so kamen auch hier die Thränen bald. Lindagull weinte, weinte, wie man weint, wenn man erst zwölf Jahre alt ist, in Persien eine Prinzessin war, im Marmorschloß und Rosengarten gewohnt hat, von freundlichen Dienerinnen geweckt wurde und nun plötzlich sich hungernd und frierend einsam in Lappland findet, mitten im Winter. Ja, sie weinte, wie man ein verlorenes Leben beweint, sie weinte, wie der Thau einen schönen, vergangenen Tag in den

Lusthainen von Ispahän beweint. Und über ihrem Weinen schlummerte sie ein. Und siehe da, da stand neben ihr der gute freundliche Alte, den die Finnen Rukka Matti, die Schweden John Blund, die Norweger und Dänen Die Luköje nennen — wie man ihn in Persien nennt, weiß ich nicht. Der nahm sie in die Arme, führte sie nach den schönen Grotten der Federinseln und legte sie dort auf ein Rosenbett nieder. Da war Alles so friedlich und schön. Das sanfte Mondenlicht warf seinen Silberglanz über Dattelpalmen und Myrthengebüsch, ganz wie im schönsten persischen Frühling; die kleinen lustigen Träume tanzten ihr in Seidenschuhen über Sammetmatten entgegen und führten sie in ihre Heimath zurück, zu ihrem alten Vater Schah Nadir, zu ihren Gespielinnen, zu allen geliebten Plätzen ihrer Kindheit — und so verging die lange Winternacht. Und so vergingen Wochen und Monate, Nacht für Nacht, im Reich der Träume, denn es war ja immerfort Nacht, und Lindagull war geduldig und weinte nicht mehr. Die Träume hatten ihr nämlich zugeflüstert: Warte, dein Befreier naht.

Wer könnte sie wohl befreien? Wer kannte den Weg hieher, wo es im tiefen Schnee gar keinen Weg gab? Ja, die Lappin dachte wohl daran, Lindagull

zu befreien, aber sie wagte es nicht um ihres Alten willen. Auch Pimpepanturi hätte sie gern befreit, aber er war nur zu träge dazu.

So verging denn der Winter, die Sonne fing wieder an zu scheinen, der Schnee schmolz und die Mücken tanzten. „Setzt,“ dachte der Zauberer, „ist sie wohl zahm geworden.“ Er ging also zu Lindagull hinein und fragte sie, ob sie nun nach Persien zurückreisen wolle. Sie brauche nur den heldenmüthigen, vortrefflichen Ritter Morus Pandorus Pikkulufukufukulu zu ihrem Gemahl zu erwählen, so würden sofort die Rennthiere angespannt, um nach Süden zu fahren.

Lindagull blizte zwar nicht wieder, aber sie dachte an den jungen Prinzen Abderraman, der damals für sie in Ispahan geblutet hatte, und sie verhüllte ihr Antlitz, ohne zu antworten.

Nun wurde Hiomu sehr zornig. Es war da ein hoher Fels, und in dem Felsen eine tiefe Grotte; dahin sperrete er Lindagull und sprach: Setzt sind die Moosbeeren reif. Und nun mußt du dir an jedem Tag überlegen, wann du mir antworten willst. Denn morgen bekommst du dreißig Moosbeeren und dazu dreißig Thautropfen, am nächsten Tag 29 Beeren und 29 Thautropfen, und so jeden nächsten Tag eine Beere

und einen Tropfen weniger. Am letzten Tage will ich dich noch einmal fragen, wozu du dich entschlossen hast.

Sa, da saß Lindagull nun dreißig Tage lang in der Grotte eingesperrt, und gerade jetzt war es im wüsten Lappland Tag und Nacht hell, und nur in der Grotte finster. Und täglich wurde die Anzahl der Beeren und der Thautropfen kleiner, aber Lindagulls Wangen wurden nicht blasser, und ihre sanfte Geduld blieb sich stets gleich. Denn was sie am Tage entbehren mußte, das ersetzten die Träume Nuffu Mattis ihr in der Nacht. Da wurde mit unsichtbaren Kräften die schwere Felsendecke von der Grotte abgehoben, damit sie die glühende Mitternachtssonne sehen könne; da hörte sie das Brausen des Bergstroms, der vom Felsen herunterstürzte, und dann regnete es in der Grotte Honigtropfen für die Hungernde. Lindagull dachte an Prinz Abderraman und sang morgenländische Lieder, und zu ihrer Freude antwortete ihr ein hundertfaches, helles Echo von den Bergwänden.

Am dreißigsten Tage brachte Hiomu ihr die eine Beere und den einen Thautropfen, eingewickelt in ein Blatt von der lappischen Zwergbirke.

„Nun,“ fragte er, „hast du dich entschlossen?“

Lindagull verhüllte wieder schweigend ihr schönes Antlitz.

„Ich will dir noch einen Tag Bedenkzeit gewähren,“ sagte der Zauberer, „und dazu sollst du zahlreichen Besuch haben.“

Bei diesen Worten öffnete er die Thür zur Grotte, und sofort strömte etwas wie eine Wolke hinein. Das waren aber lauter hungrige Mücken, tausende und abertausende, bis sie die Grotte wie eine dichte Rauchwolke erfüllten. „Ich wünsche dir viel Vergnügen zu der neuen Bekanntschaft,“ sagte der böshafte Mann und schloß die Thür.

Lindagull verstand ihn gar nicht; sie kannte weder die lappländischen Mücken, noch die persischen Feuerfliegen, denn früher hatte Tag und Nacht eine Dienerin neben ihr mit einem Federwedel die Insekten abgewehrt. Und es blieb ihr erspart, menschliche Bosheit zu begreifen, denn sobald die Thür zufiel, umhüllte sie ein dichter Schleier aus feinstem Gewebe der Elfen. Und diesen Schleier vermochten die Mücken nicht zu durchdringen. Keinen Tropfen königlichen Blutes bekamen sie an diesem Tage und in dieser Nacht zu trinken. Mit aller Kraft versuchten sie, in den harten Granit des Felsens zu beißen, fanden aber den Stein zu

mager, und so lagerten sie sich schließlich, in ihrer Erwartung betrogen, wie eine graue Spinnewebe an alle Ecken und Ranten der Felsenwand.

Gegen Mitternacht ging die Thür ganz sachte auf, und herein traten Pimpedora mit einer Krufe in der Hand und Pimpepanturi mit einem brennenden Rienspahn. „Du armes Kind,“ sagte die gute Frau, „es ist wohl sündhaft gegen dich gehandelt, aber ich wage es nicht, dich herauszulassen, denn der Alte würde mich in eine Felsratte verwandeln. Aber sieh, in dieser Krufe bringe ich dir etwas Beshöl; reibe dich damit ganz und gar ein, das ist das beste Mittel gegen die Mücken.“

„Und sieh nur, hier habe ich dir eine geräucherte Rennthierrippe mitgebracht, damit du nicht verhungerst,“ sagte Pimpepanturi freundlich; „sie ist freilich ein bißchen abgenagt, weil ich unterwegs so hungrig wurde, aber etwas Fleisch sitzt noch daran. Ich habe Vater den Schlüssel weggenommen, während er schläft, aber dich hinaus zu lassen, das wage ich auch nicht, denn Vater würde mich sogleich in einen Bielfraß verwandeln. Du brauchst mich aber deshalb nicht zu heirathen, denn ich wette, daß du mir nicht eine ordentliche Blutwurst kochen kannst.“

„Nein, das kann ich wirklich nicht,“ antwortete Prinzessin Lindagull, dankte Beiden für ihre Güte, versicherte aber, daß sie weder hungrig, noch von Mücken zerstoehen.

„Behalte doch lieber das Bechöl, Sicherheits halber,“ sagte die Alte.

„Und behalte auch die Rippe,“ meinte Pimpanturi.

„Tausend Dank,“ sagte Lindagull.

Nun wurde die Thür wieder verschlossen, und die Nacht verging. Am folgenden Morgen kam Giomu und dachte seine Gefangene nun sicher so zahm zu finden, wie man sein muß, wenn man von Mücken halb todt gestoehen ist. Als er aber Lindagull ebenso frisch und blühend fand wie vorher, und als sie wieder schweigend das Antlitz verhüllte, da war sein Born grenzenlos.

„Komm heraus!“ sagte er.

Lindagull trat in das helle Tageslicht hinaus, so fein und so zart wie eine Elfe im Mondenschein. Als sie den Schleier zurückschlug, um den lichten Tag zu grüßen, so schien die Sonne so warm in ihre strahlenden Augen, wie dieselbe Sonne im Frühling auf den blauen Bergen von Ginnistan leuchtet.

Der Zauberer sagte: „Ich könnte dich jetzt nach Turan bringen zum Riesenkönig Bom=Bali, und der gäbe mit gern sechs mit Gold beladene Esel für dich. Aber höre nun meinen Entschluß. Du sollst eine Haideblume werden und so lange leben, wie eine Haideblume eben leben kann. Sieh die Sonne an; jetzt steht sie niedrig am Himmel. In zwei Wochen und einem Tag kommt der erste Polarfrost, dann sterben die Haideblumen. Am Tage vorher will ich dich zum letzten Mal fragen.

Er schwieg, als ob er bereits jetzt die gewünschte Antwort erwarte, aber als Lindagull still ihr Antlitz verhüllte, da rief er mit vor Zorn zitternder Stimme:

„Adama donai marrabataësan!“ — Das bedeutet in der Natursprache: Menschenleben, versinke in Blumengestalt. Der Zauberer hatte diese Formel an einem Herbstabend gelernt, als der Südwind aus der afrikanischen Wüste kam und sich eine Weile auf den lappländischen Felsen ausruhte. Der Wind kennt alle Worte, denn alle Worte werden in den Wind gesprochen.

Bei diesen furchtbaren Worten schien es Lindagull, als wären plötzlich alle Blumen auf der Haide zu Bäumen in die Höhe gewachsen und überschatteten

sie, aber sie war in die Erde gesunken. Im nächsten Augenblick konnte kein fremdes Auge sie mehr von den tausend und abertausend Haideblumen unterscheiden, die auf der Haide in Lappland blühten und welkten.

„Heute in zwei Wochen!“ brummte Hiomu und ging mit finsternem Gesicht in sein Zelt zurück.

Inzwischen irrte Prinz Abderraman in der Welt umher, den Stab in der linken Hand und den Säbel an der Seite. Da war kein Gebirge in Asien, keine Wüste in Afrika, kein Dorf, keine Stadt, keine Gegend in Süd- und Mittel-Europa, wo er nicht geforscht hätte. Aber was hatte er denn in Europa zu hoffen? Da gab es ja nur solche Tiger, welche die Thierbändiger den Leuten in den Städten vorführten, und unter diesen war kein Arihman. Bekümmert ritt der Prinz nach Persien zurück, begleitet von seinem treuen Hund Wallediwau, und da jagte der Hund eines Tages im Schilf eines Sees eine Wildente und brachte sie noch lebend seinem Herrn. Als dieser sie eben tödten wollte, da schnatterte die Ente:

„Schenke mir das Leben, so sage ich dir etwas!“

„Ich schenke dir das Leben, du wunderlicher

Bogel," sagte der erstaunte Prinz. — „Was hast du mir denn zu sagen?"

„Reite nach Lappland," schnatterte die Ente, und dann verschwand sie im Schilf.

„Lappland?" — Noch nie hatte der Prinz von einem Reich dieses Namens gehört. Er fragte nach dem König von Lappland, und man sagte ihm: Reite nach Norden, beständig nach Norden, bis es keinen Weg mehr gibt, bis der Wald aufhört, und bis es keine menschliche Wohnung mit gemauertem Kamin mehr giebt!

„Sonderbar!" dachte der Prinz. Aber er befolgte den Rath, ritt nach Norden, beständig nach Norden, bis es keinen Weg mehr gab, bis der Wald aufhörte, und keine anderen menschlichen Wohnungen zu sehen waren als bewegliche Zelte. Es war am letzten Tage im August, noch schien die Sonne, noch grünte das Feld, aber schon entfärbte sich der Himmel; es wehte ein kühler Nordwind, und wenn sich der legte, würde Frost eintreten.

Der Prinz war schon manchen Tag geritten, ohne auf eine Menschenspur zu stoßen, als er am Fuß eines hohen Felsen ein Zelt aus Rennthierfellen erblickte. Er ritt näher, um wieder die vergebliche Frage zu

stellen, als er mit unbeschreiblichem Erstaunen an einer Felswand eine weithin sichtbare Inschrift entdeckte, und die lautete: „Lindagull.“ Hiomu hatte diesen Namen über der Thür eingehauen, die zu der Grotte führte, wo Lindagull gefangen saß, damit er den Ort wiederfände, wenn er das Zelt anderswo aufstellte. Nun zog der Prinz mit der linken Hand seinen Säbel und wollte eben in das Zelt eindringen, als ihm gerade Hiomu auf dem Wege nach der Haide begegnete. — „Gieb mir Prinzessin Lindagull zurück, oder du bist des Todes!“ rief der Prinz.

Der Zauberer war ein schlauer Mann, der sich schon oft durch eine List gerettet hatte, aber bei diesem unvermutheten Zusammenstoß verließ ihn die Geistesgegenwart. Er fand keinen besseren Ausweg, als sich in einen Fuchs zu verwandeln, der hastig nach den Felsen zu flüchtete. Er glaubte sich dadurch sicher vor dem Säbel des Prinzen, hatte aber nicht den Hund bemerkt, der seinem Herrn folgte. Denn kaum sah Wallediwau den Fuchs rennen, als er anfang, Jagd auf ihn zu machen. Der Fuchs schlüpfte durch alle Felsenspalten, sprang über alle Schlünde, aber Wallediwau war noch behender, holte ihn auf der höchsten Felspitze ein, zerriß ihn und fraß sein Herz

auf. Nun war der Zauberer Hiomu todt, denn sein Herz war in den Fuchs übergegangen wie früher in den Tiger, und da sein Herz aufgefressen, war es mit ihm aus und vorbei.

Als der Hund mit blutiger Schnauze zurückkam, merkte sein Herr, daß ihr Feind sein Ende gefunden. Aber wo war Lindagull?

Der Prinz trat in das Zelt.

Frau Pimpedora kochte gerade Rennthierfleisch, und der junge Pimpepanturi schlief auf weichem Moose, um in Erwartung des Mittagessens doch etwas Nützliches zu thun.

„Alte,“ sagte der Prinz, „euer Mann ist todt; gebt mir Lindagull wieder, so soll euch nichts Böses geschehen!“

„O jemine, ist er todt?“ sagte die Frau, schien aber nicht allzu betrübt zu sein. — „Ja, es mußte wohl einmal mit seinen bösen Künsten ein Ende nehmen. Aber Lindagull müßt ihr da draußen unter dem Haidekraut suchen; mein Alter hat sie in eine Haideblume verwandelt, gerade wie viele tausend andere, und heute Nacht giebt es Frost: dann ist es aus mit ihr.“

„Ach, du allerliebste, kleine Lindagull, müßt du

denn heute Nacht sterben, und ich kann nicht den Stengel finden, an welchem du hinwächst!“ so rief der Prinz und warf sich in seiner Verzweiflung mitten in's Kraut der unübersehbaren Haide, wo tausend mal tausend blaßrothe Blumen, alle einander gleich, den Tod erwarteten.

„Wartet!“ sagte die Lappin. „Da fallen mir die Worte ein, durch die Lindagull verwandelt wurde. Ich fühlte, daß es Sünde an dem Kinde wäre und versteckte mich hinter einem Stein, um zu sehen, was mein Alter vorhätte. Da hörte ich ihn sagen:

„Abáni donai marrabataesan!“

„Ach,“ seufzte der Prinz, „was hilft uns das, wenn wir nicht die Worte wissen, die den Zauber lösen?“

Bimpepanturi meinte, das Mittagessen ließe gar lange auf sich warten, und kam aus dem Zelt, um Mutter zu suchen. Als er den Prinzen so klagen hörte, fuhr er sich ein paar Mal nachdenklich durch das Haar und sagte:

„Vater drehte die Worte um, wenn er einen Zauber aufheben wollte.“

„Ja, das that er,“ bestätigte die Alte.

Der Prinz schöpfte wieder Hoffnung, erstieg eine

Klippe und rief mit lauter Stimme über die endlose Fläche hin: „Marrabataësan donai Adami.“

Die Worte verklangen ohne Wirkung, keine Blume bewegte sich, die Sonne sank schnell dem Horizont zu, und der Wind wurde schwächer.

Der Prinz glaubte, die Natursprache vielleicht nicht richtig ausgesprochen zu haben, und wiederholte sie einigemal in anderer Reihenfolge. Aber vergebens. Nur einmal schien ihm, als hätte auf dem fernen Hügel eine Blume sich lauschend aufgerichtet, wäre aber bald zurückgesunken in die endlose, einförmige, trostlose Haide.

„Die Sonne geht unter,“ sagte die Alte, „findet ihr nicht bald das erlösende Wort, so tritt der Frost ein, und dann ist es zu spät!“

Und schon rollte die rothe Sonnenscheibe dem Rande des Himmels entgegen, es wurde so still ringsum, ein kühler, feuchter Nebel, der Vorläufer des Frostes, legte sich wie ein Schleier über Felder und Hügel. Jede Pflanze, die gewagt hatte, kurze Zeit in Lappland zu blühen, war nun dem Tode geweiht.

Prinz Abderraman war vor Schreck erbleicht, und kaum hörbar vermochte er die letzte Veränderung der Worte, die er noch nicht versucht hatte, auszusprechen.

„Marraba donai Adama taesan!“

Aber sieh, da richtete sich auf dem fernen Hügel ein Blumenstengel in die Höhe und wuchs so schnell empor, als wenn die Feen von Ginnistan mit ihrem Zauberstab die blauen Berge berühren und in der Morgenröthe eine Lilie aufsprießen lassen. Schon verschleierte der Nebel den Hügel, aber aus dem Nebel erwuchs eine schlanke Gestalt, und als der Prinz in athemlosem Lauf den Hügel erreichte, da trat Lindagull ihm entgegen, etwas blaß, wie man ist, wenn der kühle Tod vorbeigestreift ist. So hatte er also im letzten Augenblick das erlösende Wort gefunden.

Prinz Abderraman trug die blasse Prinzessin auf seinen Armen in's Zelt, und dort kam sie unter der Pflege Pimpedora's bald wieder zu Kräften. Pimpedora war glücklich darüber, sogar Pimpepanturi vergaß in seiner Freude das ersehnte Mittagessen, und der Prinz gestattete sich etwas, das Prinzen sich eigentlich nie zu gestatten pflegen: er wurde vor lauter Entzücken ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, war sein Erstes ein Dankgebet zu Allah, sein Zweites eine Frage an Lindagull: wie ihr zu Muth gewesen, als sie sich in die Haideblume verwandelte?

„Es war mir, als würde ich wieder zum Wiegen-

finde und konnte nichts weiter von der Welt als Trinken, Schlafen und mich glücklich fühlen in Gottes Liebe."

"Und wie war denn das Wiedererwachen zum Leben?"

"Als erwachte ich an einem klaren Morgen nach tiefem, behaglichem Schlummer!"

"Morgen kehren wir nach Persien zurück!"

"Ja," sagte Lindagull, "aber diese gute Frau und ihr Sohn haben Mitleid gehabt mit der armen, gefangenen Lindagull. Wir nehmen sie mit und in Ispahán bekommen sie einen Palast."

"O nein, tausend Dank," sagte Pimpedora; "mir gefällt mein Rennthierzelt hier besser."

"Giebt es in Persien auch Schnee und Rennthiere?" fragte Pimpepanturi.

"Schnee giebt es nur auf den höchsten Bergen, und statt der Rennthiere haben wir Hirsche, Antilopen und Gazellen," sagte die Prinzessin.

"Nein, dann danke ich schön," meinte Pimpepanturi, "du kannst gern reisen und heirathen, wen du willst; in der ganzen Welt giebt es kein so gutes Land wie Lappland."

Darüber ließ sich allerdings nicht streiten. Der

Prinz und die Prinzessin reisten am nächsten Tage, nachdem sie die Frau und ihren Sohn mit ihren goldgesäumten, mit Edelsteinen besetzten Kleidern beschenkt und dafür Rennthierkleider eingetauscht hatten.

Die Mutter legte die kostbaren persischen Gewänder in einen Kasten aus Birkenrinde und rechnete fröhlich aus, daß sie dafür einen Sack Mehl kaufen könne.

Schah Nadir saß einsam in seinem goldenen Palast zu Ispahan, und der Kummer um seine verlorene Tochter bleichte sein Haar. Seine undankbaren Söhne hatten sich gegen ihn empört und lagerten mit einem großen Heer vor der Hauptstadt, um den Vater vom Thron zu stürzen. Da meldete der Großwesir, daß ein junger Wilder, begleitet von einer Wilden und einem Hunde, sich dem König zu Füßen werfen möchte. Schah Nadir ließ jeden Fremden vor sich; er konnte ja etwas Nachricht von seinem liebsten Kinde bringen. Die beiden Wilden wurden hereingeführt; der Mann warf sich dem Schah zu Füßen, aber das Mädchen fiel ihm ohne Weiteres um den Hals, so daß der Bart des Großwesirs vor Schreck ganz grün wurde. Und Schah Nadir erkannte im Rennthierkleide sein so lang entbehrtet, so hoffnungslos beweintes Kind!

„Allah, Allah!“ rief er, „nun will ich gern sterben!“

„Nein, Herr König,“ rief Prinz Abderraman — „nun sollst du leben, mit uns glücklich sein und dein Reich zurück gewinnen!“

Als Schah Radir von dem Raub seiner Tochter hörte und von den treuen Diensten, welche der Prinz ihr geleistet hatte, da ernannte er Abderraman sogleich zum Thronfolger, versprach ihm die Hand der Prinzessin Lindagull und sandte ihn an der Spitze der fünfzigtausend Reiter mit den goldenen Zügeln, um die Empörer zu bekämpfen. Es währte auch nicht lange, bis der Prinz mit seinem tapfern linken Arm einen glänzenden Sieg erfocht, die Königsöhne gefangen nahm und im Triumph nach dem jubelnden Ispahan zurückkehrte. Dann feierten Prinz Abderraman und Prinzessin Lindagull mit großer Pracht ihre Hochzeit — aber ohne Thiergefechte — und lebten lange glücklich mit einander. Aber in jedem Jahr am 31. August, dem Jahrestage von Lindagulls Befreiung, ließ sich das königliche Paar zu großer Bewunderung der prachtliebenden Perser in der ärmlichen Tracht der Lappen aus Rennthierfellen sehen, damit sie in den guten Tagen sich der bösen erinnern möchten.

Schah Radir erlebte ein hohes Alter und konnte noch Enkelkinder auf den Knien schaukeln; seine bösen Söhne aber endeten als Schweinehirten des Königs Bom=Bali in Turan. Der Hund Wallediwau wurde 30 Jahre alt, starb dann an Zahnweh und wurde höchst ehrenvoll ausgestopft. Aber von Pimpedora und Morus Pandorus von Pikkulufukufuku, wie Pimpepanturi einmal so stolz genannt wurde, hörte man in Persien nie wieder etwas. Vermuthlich haben sie nie auf Erden ein schöneres Land kennen gelernt als Lappland.





## Das Sündholz.

Das Sündholz lag endlich fertig in seinem neuen Kästchen auf dem Fabrikstisch und überdachte, was sich bis dahin in seinem kurzen Dasein zugetragen hatte. Dunkel konnte es sich noch an die große Espe erinnern, die am Strand der Elbe aufgewachsen war; wie man sie gefällt, zersägt und schließlich in viele tausende kleiner Späne zertheilt hatte, von denen unser Sündholz eines war. Darauf war es mit seinen Kameraden reihenweise nach der Größe ausgesucht, in einen abscheulich riechenden Schmelzziegel getaucht, zum Trocknen ausgebreitet und dann in das Kästchen gelegt. Das waren freilich weder wunderfame Schicksale noch große Heldenthaten. Das Sündholz aber fühlte eine

brennende Lust, etwas in der Welt auszurichten. Sein Körper war wohl aus der furchtamen Espe gebildet, die immerfort zittert, ob der laue Abendwind auch zum Sturm anwachsen könne und sie sammt ihren Wurzeln aus der Erde reißen. Dagegen aber war der Kopf des Hölzchens in eine Flüssigkeit getaucht, welche den Ehrgeiz weckt, vor der Welt glänzen zu wollen, und deshalb herrschte denn auch ein beständiger Gegensatz zwischen Kopf und Körper. Wenn der feurige Kopf, leise knisternd, rief: „Nun vorwärts und etwas thun!“ so hatte der besonnene Körper stets einen Einwand bereit und flüsterte: „Nein, halt, warte noch ein wenig; überlege erst, ob es schon an der Zeit ist.“

Während das Zündholz mit seinen Kameraden da im Kästchen lag, wurde ihm warm im Kopf, und es verspürte ganz besondere Lust, Feuer anzuzünden, allein das Espenholz hielt dagegen. Da fragte das Hölzchen den Deckel des Kästchens: „Wäre es jetzt wohl Zeit?“ Der Deckel antwortete: „Ich merke schon, daß Du ein richtiger Gelbschnabel bist, stets bereit aufzubreusen. Gib Dich zufrieden und stelle keine Dummheiten an. Ohne mich kannst Du doch nichts beginnen, denn Du bist ein Sicherheitszündholz. Denkst Du denn, ich würde Dir erlauben, diese Fabrik anzu-

zünden, die Stätte unsrer Geburt, und das junge Mädchen zu verbrennen, die uns aufgezogen hat?"

Da gab das Zündholz sich zufrieden und wurde in seinem Kästchen und mit Millionen anderer Kameraden in eine große Niederlage gebracht. Hier brach wieder der böse Ehrgeiz in dem feurigen Köpfchen aus, wurde aber von dem ängstlichen Körper in Zaum gehalten.

„Ist es jetzt Zeit?“ fragte das Zündholz. Der Deckel aber antwortete: „Hier ist es so finster, daß ich gar nichts sehen kann, aber habe doch Geduld: Glaubst Du denn, daß ich Dir erlauben würde, dies Waarenhaus und die ganze volkreiche Stadt zu verbrennen?“ — Nun wurde das Zündholz an Bord eines Schiffes gebracht, um nach anderen Orten versandt zu werden. Die Nacht war finster, der Sturm pfiff durch das Takelwerk, und das Fahrzeug kämpfte weit draußen im Meer mit den Wogen.

„Ist es jetzt Zeit?“ fragte das Hölzchen wieder, denn es erschien ihm gar zu verlockend, das finstre, stürmische Meer recht grell zu beleuchten. Der Deckel antwortete: „Warte ein wenig; ich will mal fragen, ob der Sturm vielleicht Befehl hat, das Schiff untergehen zu lassen.“

Der Sturm antwortete, daß er dazu keinen Befehl hätte. „Habe noch etwas Geduld!“ flüsterte der Deckel. Das Fahrzeug kam glücklich am Ort seiner Bestimmung an, das Zündholz wurde ausgeschifft und in einem Verkaufsladen ausgestellt. Dort kaufte ein armes Mädchen das ganze Kästchen sammt dem Zündholz, nahm es mit in die Hütte seiner Mutter und setzte sich an den Herd, um Flachs zu bürsten. Das Zündholz sah die schönen, weichen Flachsflocken, fühlte wieder die böse Lust und fragte: „Ist es jetzt wohl Zeit?“ — „Warte,“ antwortete der Deckel, „ich will das Herdfeuer fragen, ob es Befehl hat, das Häuschen niederzubrennen.“ Das Feuer antwortete, es könne nichts dazu thun, denn es habe Befehl bekommen, sich still zu verhalten und Grütze zu kochen. — „Du mußt Dich in Geduld fassen,“ sagte der Deckel.

Andern Tags ging das Mädchen mit den Leuten auf die Wiese zum Heuen, und in der Nacht schlief sie mit ihrer Mutter in der Scheune auf dem trocknen, duftenden Heu. Da sie am nächsten Morgen zeitig Feuer für die Heuarbeiter machen mußte, so nahm sie das Zündholzkästchen mit in ihrem Ecklober. Das Zündhölzchen sog den Duft des frischen Heues ein und sprach zum Deckel: „Liebster, laß mich doch jetzt den

Kopf ein bißchen an Dir reiben; es wäre zu schön, das Heu anzuzünden.“

Der Deckel antwortete: „Ich will erst den Regen fragen, der gerade auf das Strohdach niederprasselt“. Der Regen aber antwortete: „Rühre Dich nicht, wenn Dir dein Leben lieb ist — ich habe Befehl, die Scheune zu schützen.“ — „Gieb Dich zufrieden“, sprach der Deckel zum Zündholz.

Am nächsten Tage kam der Bruder des Mädchens, ein Matrose, und sagte: „Lebewohl, Mutter; ich muß nun nach Bärenburg, und dann geht's auf die große Fahrt, zuerst nach Baza und dann nach Amerika; habt ihr vielleicht ein paar Zündhölzer für mich?“

Das Mädchen gab ihm ihre Schachtel, der Bruder ging fort und kam an eine Stelle, wo eine Eisenbahn durch einen Berg gesprengt wurde. Da erhielt er ein Nachtlager bei den Sprengarbeitern — sein Kopfschmerz war aber ein Pulverfaß. „Nun?“ fragte das Zündholz und hielt sich nur mit Mühe zurück, den Kopf nicht am Deckel zu reiben. Aber da schalt der Deckel: „Schäme Dich, Du Brausekopf; siehst Du denn nicht, daß dort hinter dem Pulverfaß ein kleines Kind schläft?“ Anderen Tages wanderte der Matrose nach Bärenburg und ging dort an Bord des Dampfers „Ostbotten.“

der nach Baza fuhr und dann in See stach. Es war um Mittag, heller Sonnenschein, frische Brise, das Schiff ganz besetzt mit Reisenden und schwer beladen mit Gütern. Da sprach der Deckel zum Bündholz: „Bist Du munter?“ Dies antwortete: „Ich warte nur; ich bin nie so bereit gewesen, eine That zu thun.“ „Dann will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen,“ flüsterte der Deckel. „Ich hörte die Wogen den Wind fragen, ob er irgend einen Befehl erhalten hätte, aber er verneinte es. Darauf hörte ich, wie der Wind nach der Feuerstelle unter dem Dampfkessel hinunterjaufte und die glühenden Kohlen fragte, ob sie irgend einen Befehl hätten, aber sie verneinten es. Und wieder hörte ich, wie die Kohlen die eisernen Panzerplatten fragten, ob sie vielleicht einen Befehl erhalten hätten, aber auch sie antworteten mit „Nein“ wie alle übrigen gethan. Da knisterten die Kohlen und sprachen: „Keins der Elemente hat einen Befehl dazu bekommen, und doch muß es geschehen. Wer wird es thun?“

„Ich!“ sprach das Bündholz.

„Das ist unmöglich,“ sagte der Deckel. „Du bist ja nur ein kleiner Laufbursche für die Elemente.“

Das Bündholz verspürte Lust, den Deckel zu

fragen, ob David denn nicht den Goliath geschlagen, aber es schwieg, denn nun hatte es warten gelernt.

Der junge Matrose stand im Zwischendeck, an einen Papierballen gelehnt; er war etwas leichtsinnig und sorglos wie so Manche seines Alters. Ihm wurde die Zeit lang, und so holte er eine Cigarette aus der Tasche und dann das Zündholzkästchen.

„Setz oder nie!“ sprach das Zündholz zum Deckel.

„O nein, noch nicht, noch nicht,“ antwortete dieses. „O das schöne Schiff, die theure Ladung und die vielen unschuldigen Menschen! Was haben sie Dir zu leide gethan, daß Du sie zwischen Feuer und Wasser werfen willst? Noch nicht, noch nicht!“

Aber das Zündholz hörte nicht; in demselben Augenblick fing es Feuer, die Flamme schlug auf, aber bei dem hellen Sonnenschein bemerkte es Niemand. Der Matrose zündete die Cigarette an und warf das noch brennende Zündholz achtlos fort. Das bedeutete für alle Elemente den geheimen Befehl, auf den sie lange gewartet.

Gegen den von der Sonne ausgetrockneten Papierballen trieb der Wind das Zündholz, dieses hing sich fest daran, und da fing der Ballen Feuer. Das Wasser, anstatt das Feuer zu löschen, verweigerte den Dienst

an den Pumpen; das Eisen, das selber nicht brennen konnte, glühte um so mehr, und der Sturm fachte den verheerenden Brand zu einem Flammenmeer an. Binnen ganz kurzer Zeit war das schöne Fahrzeug verloren, und von den unglücklichen Reisenden und der Besatzung hatten Viele im Feuer, Andere im Meer den Tod gefunden, Wenige waren gerettet.

Unfern vom brennenden Wrack, auf den von Kohlen und Ruß geschwärzten Wellen schwamm das äußerste kleine Ende eines abgebrannten Zündholzes und daneben der wassergetränkte Deckel eines ehemaligen Zündholzkästchens. „Du unglückseliges Hölzchen,“ fing der Deckel an; „was hast Du angerichtet! Wie viel besser, wenn Du niemals aus Espenholz geschnitten wärest.“

Der kleine angebrannte Stumpf des Zündhölzchens richtete sich im Wasser hoch und antwortete: „Habe ich nicht gesagt, daß ich etwas fertig bringen würde, wenn ich nur meine Zeit abpaßte? Nun bin ich berühmt, ich habe ein großes Schiff vernichtet, im ganzen Lande redet man von mir, und nie vorher ist ein Zündholz zu so hohen Ehren gekommen. Aber meinethwegen sei ganz ruhig, denn ich lasse mir an der Ehre allein genügen. Nun will ich aber an's Land

und mich wieder in den Tiegel tauchen lassen. Komme nur mit, wir können noch merkwürdige Thaten verrichten. Ich will ein Wohlthätigkeitszündholz werden und in kalten Wintern große Wälder anzünden, damit die Armen sich wärmen können. Du sollst erleben, daß ich noch viele Menschen glücklich mache.“

Eine große Woge, die ihre weiße, schaumgekrönte Spitze dahervälzte, vernahm diese Worte: „Du schlechter Splitter eines großen Baumes,“ sagte sie, „was konntest Du wohl zu Stande bringen, als einem Dir unbekanntem Befehl gehorchen? Sieh, die gewaltigen Elemente selber, von denen Du nur ein losgerissenes Staubkorn bist, sie sogar mußten warten und gehorchen. Versinke mit Deinem lächerlichen Hochmuth und Deinen thörichten Zukunftsplänen in die unbekannte Tiefe. Und wie ein Schneeberg rollte die Woge vor und begrub in sich das Zündholz sammt dem aufgeweichten Kästchen. Suche seine Spur und seinen Ehrgeiz auf des Meeres tiefunterstem Grunde, wo es namenlos, unbeweint und vergessen in Nichts zerfällt.“





## Die Ameisenburg und Graumoos.

**A**uf einem Berge mitten im Walde lag ein Ameisenhaufen am Fuß einer hundertjährigen Fichte, die Graumoos hieß. Der Ort wurde „Blumenplatz“ genannt, weil die kleine Glockenblume, die Erica, dort in großer Menge wuchs. Graumoos glich dem Tantalus der alten Sage, der zu ewigem Durst verurtheilt war, während vor seinen Augen das Wasser floß, das er nicht erreichen konnte. So hatte Graumoos freie Aussicht auf das Meer und dürstete doch beständig auf dem fahlen Berge, von dem der Regen so schnell abfloß, ohne die Baumwurzeln mehr als nur von außen ein wenig zu feuchten. Vergebens streckte Graumoos seine Wurzeln bis tief in die Spalten des Berges; so

stand er wohl recht fest, und das war freilich nöthig, wenn die Stürme dahertobten, aber er bekam doch nur Wasser aus einem kleinen Froschtümpel in der Nähe, und der war meistens ausgetrocknet. Graumoos wäre schier vor Durst umgekommen, hätte nicht die Abendwolke ihm zuweilen einen herzhaften Trunk Thau verabreicht oder der feuchte Meeresnebel ihn in einen weißen, nassen Schleier gehüllt und so die verdursteten Zweige erquickt. Oft sah er seufzend auf zu den Wolken, die so hoch über ihm dahinzogen, und hinunter auf das Meer, das tief unten brauste. In seiner Jugend hatte er sich vorgenommen, ganz hoch, bis in den Himmel zu wachsen, aber es hatte immer noch ein Stückchen bis dahin gefehlt, und schließlich wuchs er gar nicht mehr in die Höhe, nur noch in die Breite. Aber dennoch stand sein ganzer Sinn nach dem Himmel, und er hielt fest an der Hoffnung, noch einmal von der durstigen Erde dahin zu kommen.

Am Fuß des Baumes lag nun der Ameisenhaufen, der aber die Ameisenburg genannt wurde. Das schien den Ameisen ein schöner, stolzer Name; sie hätten sich ja geschämt, ihre Wohnung einen Haufen zu nennen — da hätte man sie vielleicht für arme Leute gehalten. Die Ameisenburg war eine freie Republik, worin jeder

Bürger für das allgemeine Beste arbeitete und wie ein Held gegen Schlangen, Ungethüme und überhaupt gegen alle Feinde seines Staates kämpfte. Es waren fleißige, gesetzkliebende Leute, was ihnen zu großer Ehre gereicht, aber das konnten sie durchaus nicht verstehen, weshalb Graumoos so groß war und sie so klein. Jede Tannennadel, die von oben herabfiel, war für sie ein Zimmerbalken und wurde als Bauholz für ihre Burg verwendet.

Einige Ameisen waren einst bis in den Gipfel der Tanne geklettert, eine ganze Tagesreise für die kleinen Geschöpfe, und als sie nach Hause kamen, meinten sie, das wäre der halbe Weg bis zum Monde. „Graumoos will in den Himmel wachsen“, erzählten sie; „wie kann man nur so schrecklich groß sein und dabei so schrecklich dumm!“

Graumoos hörte, was die kleinen Krabater da unten redeten, und sah gelassen auf sie nieder. — „Gewiß will ich in den Himmel kommen“, sprach er, „denn hier auf Erden habe ich ja nur den harten Fels und den quälenden Durst.“

„Nein, hört nur, was er spricht,“ spotteten da die Ameisen. „Er sollte nur wie wir um das tägliche Brod und ein Dach über dem Kopf arbeiten und sich

bescheiden an die Erde halten, in der er mit seinen Wurzeln festgewachsen ist. Hat man Wohnung und Nahrung, so braucht man kein Himmelreich.“ — „Aber in mir lebt nun einmal etwas, das mich zum Himmel treibt“, erwiderte Graumoos; „dahin habe ich seit meiner Kindheit gestrebt.“

Darüber lachten die Ameisen. „Wir kannten auch Einige, die gern in den Himmel wollten; unter uns war nämlich eine Gesellschaft mit Flügeln, und die nahmen sich vor, in die blaue Luft hinauf zu fliegen. Sie mochten wohl nicht hier unten bleiben und auf unserer einfachen Erde arbeiten, sondern lieber eine Vergnügungsreise unternehmen. Aber was war das Ende? Sie fielen alle in's Meer und wurden von den Fischen verschlungen.“

Graumoos hörte in majestätischer Ruhe das Gerede der kleinen Krabben und hielt es nicht der Mühe werth, ihnen zu antworten, aber er machte sich so seine Gedanken. Die Ameisen arbeiteten fleißig weiter für ihren Unterhalt und begehrten weiter nichts, und Graumoos dürstete weiter und wurde mit jedem Winter grauer, bis zuletzt auch seine untersten Nester sich bleichten.

An einem schönen Sommertage kamen Dorfkinde gegangen, um im Walde Blaubeeren zu pflücken; mit

ihnen war auch der Schneiderssohn Agapetus, der die Schule in der Stadt besuchte und schon gelernt hatte, Cigarretten zu rauchen. „Pflückt ihr nur, während ich rauche,“ sagte Agapetus, warf sich der Länge nach auf die blühende, sonnige Haide und zündete eine Cigarrette an, um so recht zu zeigen, wie erwachsen und männlich er wäre.

Die kleinen, leichten Rauchwolken stiegen prächtig in die Luft und bildeten dort hellblaue Ringe; das sah fein aus, und die Ameisen dachten, Agapetus wäre ein vornehmer Herr. Er rauchte und rauchte, während die anderen Kinder fleißig Beeren pflückten, und als die Cigarrette fast zu Ende war, warf er den glimmenden Stummel achtlos fort. Nun war der Sommer gerade recht regenlos, es fiel ein Funke in das Moos, das fing Feuer und dann auch das dürre Haidekraut.

Die Kinder blieben dabei ganz ruhig und sahen mit Vergnügen die kleine Flamme wachsen und wie spielend von Büschel zu Büschel eilen. Da kam der Wind geflogen, denn der ist allezeit Spielkamerad der Flamme, und der ergözte sich damit, die Flämmchen zu einem großen Feuer anzublafen. Im Nu stand der ganze Blumenplatz in Feuer und Rauch, die Funken flogen, das Haidekraut knisterte, die Marien-

käfer entfalteten ihre Flügel und retteten sich, und die Kinder flüchteten erschrocken. Wer sich als Erster auf die Sohlen machte, das war Schneiders Agapetus, der das ganze Unglück angerichtet hatte. Er stolperte über eine glühende Wurzel, fiel hin und versengte sich die Nasenspitze; das war seine Strafe, und obendrein wurde er sein Lebelang Nasepetus genannt.

Von unten züngelten die Flammen schlangengleich den Berg hinauf und erreichten bald die Ameisenburg. Da arbeiteten, da keuchten die Ameisen wie gewöhnlich bei ihrer eifigen Beschäftigung; einige zogen rückwärts kriechend an einem Strohhalme; andere versuchten mit ihren schwachen Kräften einen todten Grashüpfer nach der Burg zu schleppen, aber zwei zogen nach einer Seite, zwei nach der anderen, und sie kamen nicht vom Fleck. Da schlugen die Flammen über sie hin, hui wie die Ameisenburg ausloderte, und bald war sie ganz vernichtet nebst allen fleißigen Bewohnern und ihrem Eifer für ihr irdisches Gedeihen.

Graumooß hatte bereits manchen Waldbrand erlebt, der hatte aber bis dahin nur das Moos und Haidekraut um ihn herum abgefengt, während er selbst unbeschädigt blieb, und deshalb war er ganz ruhig. Er ahnte nicht, wie trocken er war, wie morsch seine

Rinde, die Flammen aber wußten es, sie umgaben ihn von allen Seiten und wuchsen schließlich an den Nestern hinauf bis in die stattliche Krone. Da entstand eine Wolke von feurigen Funken, die der Wind weit in's Meer hinaustrieb. Alle Weißfische wären ruhig geworden, wenn sie nicht schnell untertauchten. Drei Tage lang brannte Graumooß im Innern seines morschen Stammes, und dann kam der Sturmwind geflogen, und krach, da lag der schöne Baum in Gluth und Asche.

„Nun geht's mit mir zu Ende, nun komme ich nie in den Himmel,“ dachte Graumooß, als er gebrochen von der Höhe herabsank bis an die Klippe, die vom Meer bespült wurde.

„Noch nicht zu Ende,“ rief eine Stimme von oben, das war nämlich die Abendwolke, zu welcher er so oft mit Bewunderung und Sehnsucht aufgeschaut hatte. „Es ist gewißlich noch nicht zu Ende mit dir“ — so fuhr die Wolke fort — „denn nun nehme ich deine Asche mit, hinauf in den lichten Raum! Wenn dann der Herr des Himmels die Erde verjüngt und ein neues Paradies erschafft, dann wirst du an der Pforte stehen neben dem Baum des Lebens und der Erkenntniß. Deine Nadeln werden wie Silber glänzen,

du darfst aus der Quelle des Paradieses trinken und nimmer dürsten, nimmer erbleichen und vergehen. Meinst du nicht, daß der Allvater, der die Gebete aller Geschöpfe vernimmt, auch die stille Sehnsucht deines ganzen Lebens kennt?"

„Und dann brauche ich nicht mehr auf dem kahlen Berge zu stehen und vergebens die Zweige gen Himmel zu strecken?" fragte Graumooß.

„Ne," antwortete die Abendwolke — „deine Wurzeln stehen dann in alle Ewigkeit fest, deine Krone bleibt im ewigen Licht. Der Paradiesvogel singt in deinen Zweigen, und von dir strömen balsamische Düste Edens aus. Weil du nach dem Himmel gestrebt hast, sollst du ihn finden — denn wer da suchet, der findet."

„Kommen die Ameisen auch in den Himmel?" fragte Graumooß, denn es that ihm so leid, daß sie in den Flammen umgekommen.

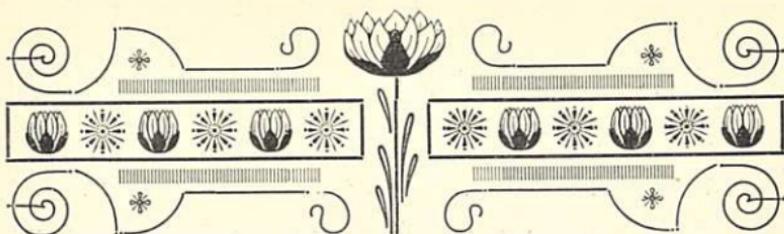
„Sie hatten ihre Heimath hier auf Erden und trugen nicht Verlangen nach Besserem," antwortete die Abendwolke. „Von ihnen stehet geschrieben: Sie haben ihren Lohn dahin."

„Laß' den Berg doch auch in den Himmel kommen," bat Graumooß, aber das war sein letztes

Wort, denn jetzt zerfiel er ganz; da kleidete die Abendwolke sich in ihr schönstes rosenrothes Gewand und entführte die Asche in den blauen Raum. Graumoos erfuhr nicht mehr, ob der Berg auch in den Himmel käme.

Nach dem Vergehen der Abendwolke kam der nächtliche Nebel gezogen und hüllte wieder nach seiner Gewohnheit den Berg in seine weißen, nassen Schleier. Aber nun krochen keine Ameisen mehr unter ihr schützendes Strohdach; Graumoos brauchte sich nicht mehr um seine dürstenden Zweige zu sorgen. Aber der alte kahle, moosbewachsene Berg, der so einsam und angeschwärzt da stand, der fühlte, wie der Nebel fast wie Thränen auf seine rauhen Abhänge niedertropfte. Der Berg selbst hat mir nämlich die Geschichte von der Ameisenburg und von Graumoos erzählt, sonst hätte wohl Niemand je davon erfahren.





## Lustschlöffer.

Wenn im Frühling die Luft so durchsichtig klar ist, wenn bei Sonnenuntergang die Farben des Himmels in blaßroth und veilchenfarb spielen, da geschieht es zuweilen, daß am äußersten Rande des Horizonts kleine, goldgelbe Wolken aufsteigen und in leichten Streifen hierhin und dorthin über das Firmament flattern. Beständig wechseln sie Gestalt, Farbe und Ort; sie sind so glänzend schön, so fein gerandet, so lustig zart; sie gleichen durchaus nicht den übrigen Wolken, welche Tag und Nacht ihr duftiges Kleid am Himmel weben. Weshalb sind sie so schön und doch so veränderlich? Weshalb entschweben sie beständig weit fort in die entlegenste Ferne? Das will ich Dir

verrathen. Es sind keine Regenwolken, es sind Lichtwolken — es sind die Luftschlösser der Geister in fernen blauen Welten. Du glaubst doch nicht, daß die überirdisch schönen Geister, welche hoch oben im strahlenden Weltenraum wohnen, sich an Schlössern aus Ziegeln und Marmor genügen lassen, deren Mauern so schwer sind, deren Eisendach Sonne und Sterne ausschließt? — Nein, lustig wie sie selber, lieblich, glänzend, durchsichtig sind ihre Wohnungen; aus Strahlen und Lichtstreifen werden sie gebaut, die Wände aus feinstem Mondenschein errichtet, das Dach aus goldiger Abendröthe.

Da leben sie ihr freies, heitres Leben hoch, hoch über dem irdischen Nebel; so hoch steigt nie die Lerche empor; so weit dringt nie der Lärm menschlichen Wirrwarrs von hienieden. Da oben herrscht eitel Licht und Schönheit, Klarheit und Ruhe und Anbetung Gottes. Denn Gottes geheiligter Name, seine Größe und Güte strahlen wie das Licht des Tages ewiglich durch das Weltenall.

Wer von euch meint, daß die leichte, durchsichtige Luft kein Geisterschloß zu tragen vermöge? Habt ihr denn alle schönen Sagen vergessen? Im Erdinnersten wohnen Gnomen und Zwerge; im Feuer lebt der

Salamander, im Wasser der Neck und die schönen Meerfrauen, geschmückt mit grünem Schilfhaar. Auf der Erde wohnen die Menschen, und rings um sie her wimmeln Wald, Berge und Thäler, alle Bäche und Quellen, alle Baumwipfel, ja jedes Laubblatt von Millionen Wesen, viele dem Auge erkennbar, aber die meisten unsichtbar. Ja, droben auf der Sonne, auf dem Mond, und in weiter, weiter Ferne auf den funkelnden Sternen wohnen Wesen, die uns gar nicht gleichen, die vielleicht mit verwunderten, befremdeten Blicken auf uns herabschauen.

Und du meinst, die Luft allein sei leer, weil der Vogel dort nicht sein Nest bauen kann — die Luft, welche die Erde umfließt wie ein brausendes Meer, das von Niemand gesehen wird, von dem aber ein Jeder weiß. Hörst du den Wind in Segel und Mühlenrädern blasen; siehst du, wie er die Schwingen des Vogels emporträgt und des Knaben leichten Drachen mit dem langen, geringelten Schwanz? In der ganzen weiten Welt giebt es keinen leeren Raum — überall herrscht Leben, überall Licht, überall Geist und Wahrheit, Schönheit und Andacht; jedes Staubkorn trägt seinen Bewohner, jeder Stern ist bevölkert, und du meinst, die Luft sei leer?

Hast du die Sage von Radegunde, der Schwanenfürstin, gehört, die in der Luft schwebt wie ein Stern auf dunkler Wolke, und im Frühling ihre schneeweißen Federchen über die Wiesen austreut? — Kennst du Cheristane, die Feenkönigin, die ewig junge, nimmer alternde, wengleich um sie her Alles in der Ohnmacht des Alters dahinwelkt? Hast du von Oberon gehört, dem König der Lüfte, der auf seinem Horn allen Menschenkindern zum Tanz bläst, und kennst du seine Gemahlin Titania, von deren Schönheit und Eifersucht so manche Sage in den Büchern steht?

Kennst du das finnische Märchen von der Jungfrau, die auf dem Rand der Abendwolke sitzt und an silberner Spule goldene Fäden spinnt? Willst du diese Alle sehen und noch viele schöne Wesen aus der Märchenwelt, so höre auf mich. Gehe eines Abends vor Sonnenuntergang an den Strand. Drücke die rechte Hand fest auf die linke Seite und fühle, ob dein Herz recht voll und warm klopft, ob es recht kindlich fromm für das Schöne im Leben schlägt. Dann schaue mit Kinderaugen umher, und du wirst in den rothen Abendwolken wunderbare Gebilde sehen.

Wenn Du aber selbstgefällig und mit kühlen Blicken darauf hinschaust, dann siehst du sicherlich

nichts Anderes als treibende Wolken und abendliche Nebel, die Regen verkünden. Alles Schöne in der Welt muß mit unschuldigen Augen betrachtet werden, sonst zerfließt es und verschwindet. Das ist nun einmal so, und ich kann's nicht ändern.

Als ich ein Kind war, saß ich oft am steinigem See-Strande und sah beim Abendschimmer dem Spiel der Wogen zu. Da flossen sie hin in weiten Kreisen, in langen, glitzernden Reihen hinaus in die ferne Bläue, wo man keine Welle mehr von der anderen unterscheiden konnte. Schließlich gelangten alle dahin, wo der äußerste Rand des Meeres den Himmel berührte. Dort tauchte zur Mittsommerzeit die untergehende Sonne in die glänzenden Fluthen hinab. Es war das eine wunderfame Stelle, wundersam und äußerst lieblich, denn gerade dort trieben alle Geister der Wolken ihr lustiges Spiel mit Wellen und Abendroth. Wie flatternde, rosige Streifen flogen sie hierhin, dorthin über den Wasserspiegel; sie tanzten, sie kämpften, sie haschten und jagten sich, sie taumelten über einander und dazwischen küßten sie sich.

Es war ein fröhliches Geschlecht; sie griffen den feinen Sonnenrauch in der Luft, der wie ein Schleier über die Hügel wehte; sie rollten ihn auf, zertheilten

ihn zu Binden und verbanden einander damit die Augen, um Blindekuh zu spielen. Da schoß plötzlich eins wie ein Pfeil in's Meer hinunter, und der ganze Schwarm ihm nach wie ein Regen von Rosen und Funken, aber im Hui! tauchte er wieder empor, that einen Sprung und setzte sich rittlings auf die goldige Wolke, die sachte ihres Weges durch die Himmelsräume dahinsagelte. Und Einige unter diesen feinen Luftwesen waren größer und stärker als die übrigen, und sie holten einen Stern vom Himmel herunter, um damit Ball zu spielen. Da streckten sich tausende kleiner Arme nach dem Stern aus, aber der fuhr in einem großen Bogen über den Himmel bis an den Horizont, fiel wie eine brennende Fackel in's Meer, und zersprang in Millionen Theilchen, die rings auf den Wogen tanzten. Das wurde ein Silberschaum! Das war ein Diamantenregen! Und wie unbeschreiblich freute das die Geister. Sie klatschen in die Hände, sie faßten sich an und tanzten im Kreise um das Himmelsgewölbe, so daß die Wolken eiligst auseinanderfuhren, und daß ringsum nichts zu sehen war als die flatternden Streifen vom goldhellen Haar der Geister, die wie ein Nordlicht in flammendem Roth dahinfuhren.

So etwas sieht man nur, so lange man klein ist. Später, wenn man groß geworden ist, wächst ein Häutchen über die Augen, so daß man den feinsten Duft auf den Schmetterlingsflügeln nicht mehr wahrnimmt, nicht mehr die zartesten Farben auf den Blumenblättern, nicht mehr das Spiel der himmlischen Geister am Sommerabend!

Es war einmal ein Junge, Namens Elias; seines Vaters Hof war im Osten von düsteren Wäldern, im Westen vom weiten Meer begrenzt. Er war sanften Gemüths und hörte gern schöne Märchen erzählen.

„Ich weiß gar nicht, was in aller Welt aus Elias werden soll,“ sagte sein Vater oft, der ein tüchtiger Landwirth war und der seinen Pflug zu führen verstand wie nur Einer im Lande. „Der Junge hat einen zu feinen Kopf und ein zu weiches Herz; paßt denn das für einen richtigen Bauern? Nein, da steckt doch ein anderer Kern in seinem Bruder Erich; der hat Arme und Beine wie Eisenstangen. Elias guckt in die Wolken, als müsse er die Mücken für die Steuerliste zählen und aufschreiben, aber Erich thut, was auf dem Acker geschehen muß und kümmert sich wenig darum, woher der Wind bläst. Erich wird

mit der Zeit ein reicher Mann werden, wenn Elias in den Wolken wohnt, mit Sonnenschein zum Frühstück und Mondenlicht als Abendbrod!"

„Das wird davon abhängen, was er lernt,“ sagte der Küster, der viele Bücher gelesen hatte und Verständniß für mancherlei Dinge besaß. „Es ist wohl gut, starke Arme zu haben, und das Land braucht solche Männer, aber es braucht auch gute Köpfe und helle Augen, die das Feine in der Welt verstehn. Schickt Elias in die Schule, so wird sich ja zeigen, wozu der Herrgott den Jungen bestimmt hat.“

„Was ihr sagt, könnte schon richtig sein,“ antwortete der Vater, und so fing Elias denn an, beim Küster zu lernen.

An einem Herbstabend saßen die Kinder beim Schein des Herdfeuers um die taube Rajja, die mehr schöne Märchen wußte als irgend Jemand, und es war wundervoll, ihr zuzuhören. Keiner konnte begreifen, woher sie die entzückenden Märchen hatte von der Prinzessin im verzauberten Schloß, von den Rosenhainen und den Paradiesgärten. Sie erzählte vom Silberschloß der guten Fee, das von Edelsteinen strahlt, vom Pallast des Neck in der Meerestiefe, von den blauen Bergen in Ginnistan, wo der Goldsajan sein

Nest baut, und wohin man nie gelangt, wenn man auch zwanzig Jahre lang darauf zuwandert.

„Ach, wer doch dahin käme und die goldnen Fasaneneier fände!“ seufzte eins der Kleinen.

„Ach, wer doch ein einziges Mal ein Schloß aus Silber und Edelsteinen sehn könnte,“ fiel des Schneiders kleiner Peter ein.

Da erhob Elias das sanfte Auge und sagte mit freundlichem Nicken: „Das ist gar keine Kunst; das sehe ich fast jeden Tag!“

„Du?“ schrieen die Kinder. „Du?“ rief Erich laut lachend. „Na, das soll man glauben? Hier zwischen den Bäumen des Waldes liegen wohl viele Schlösser aus Silber!“

„Kommt nur morgen eine Stunde vor Sonnenuntergang mit mir,“ antwortete Elias sanft.

„Topp“, sagten Alle, und am nächsten Abend stiegen sie mit Elias auf einen Hügel am Strande, von wo man das Meer weit überblicken konnte.

„Jetzt ist es nicht so schön wie im Mittsommer,“ sagte Elias, „denn die Geister trauern über den entfliehenden Sommer und tanzen nicht so fröhlich wie sonst, aber wartet nur ein wenig, gleich kommt es.“

Alle Kinder sahen voller Erwartung auf das weite

Meer hin, wo der Abendhimmel sich schon purpurn und goldig färbte, und nun ließen die Geister auch nicht lange auf sich warten.

Raum hatte die Sonnenscheibe den äußersten Rand des Meeres berührt, als ein glühender Schimmer über alle Wolken und Wogen hinsflog, als ein herrliches Schloß mit hohen Pfeilern und silbernem Dach auftauchte, wo die kleinen Luftgeister aus- und einströmten und anfangen, in den goldigen Wolken zu spielen. . . .

Das war herrlich, das war bezaubernd schön!

Elias schlug die Hände zusammen und rief: „Seht ihr, da kommen sie!“

Alle Kinder schauten dahin, und einige sahen nichts, andre sahen wohl das Schloß, aber nicht die Geister. Nur ein kleines, zerlumptes Mädchen katschte wie Elias in die Hände und rief, außer sich vor Freuden:

„Ich sehe sie, ich sehe sie, da kommen sie!“

„Welch' ein Unsinn,“ rief Erich, der auch mitgegangen war; „ich sehe weiter nichts als einige Wolken, die vom Winde getrieben werden. Wolken sind nur Wasserdünste, hat Vater gesagt, und ich weiß noch etwas mehr davon als ihr.“

„Nun, was weißt Du denn?“ fragten die Kinder.

„O, ich kenne ein Sprüchwort, das heißt: „Schöne Nacht nach Abendroth, Regentag nach Morgenroth!“,

„Nein, so heißt es nicht,“ rief ein anderer Junge.

„So heißt es: Abendroth und Regennacht, Morgenroth gut Wetter macht.“

„Das lügst Du,“ schrie Erich.

„Du lügst selber, ich nicht,“ schrie der Andre.

„Das hast Du dafür,“ schrie Erich wieder und schlug auf den Jungen los, und so fingen die Beiden an sich zu raufen beim schönsten Abendroth.

„Aber so seht doch wie schön!“ rief Elias, und das kleine Mädchen und viele Kinder riefen ebenfalls: „Ach, seht doch wie schön!“

Denn gerade jetzt hatten sich über das ganze Himmelsgewölbe Lichtstreifen gebreitet, die Geister hatten einen Kreis geschlossen und tanzten um das Schloß herum; viele sprangen in langen Reihen hinaus auf den rothigen Meeresspiegel, zogen dort weite, schöne Bogen wie die hurtigen Schlittschuhläufer auf glattem Eise thun, wenn der Frost die Wasserfläche mit harter Decke überzogen hat.

„Warte nur,“ rief der Junge, den Erich geschlagen hatte; „ich gehe nach Hause und verklage Dich beim Vater.“

„Aber so seht doch,“ rief Elias außer sich vor Entzücken, „auf dem Schloß da oben in den Wolken steigt jetzt ein Thurm auf.“ — „Und der trägt eine silberne Stange und darauf ein goldenes Kreuz, und vom Thurm flattern rothe Fahnen,“ rief ebenso entzückt das kleine Mädchen.

„Werde ich mich um solche Narrheiten kümmern,“ sagte Erich ärgerlich.

„Bleibt noch ein Weilchen,“ bat des Schneiders kleiner Peter, der wie Elias und das kleine Mädchen ein Auge für die Schönheit des Himmels hatte.

„Ach, die klaren Farben; wie glänzt der Strand drüben in Grün und Gold; wie schimmern die Bergspitzen gegen die Wolke dort, und wie wundervoll brechen sich die sanft gerötheten Wellen an der Klippe und zerfließen in Silberschaum!“

„Hört, hört nur; jetzt erklingt ein Ton über den Wellen, wie es manchmal sanft in Laub und Zweigen singt!“ rief das Mädchen.

„Jetzt seht einmal dorthin!“ bat Elias. „Dort zieht eine Schaar von Geistern mit blinkenden Schwertern und blanken Helmen gegen das Schloß. Heraus tritt der König, auf dem Haupt die Krone und an der Hand eine weißgekleidete Prinzessin; und da hinten in

der Schlucht ringelt sich der gräßliche Drache mit aufgesperrem Rachen. Nun stürzen alle die lustigen Geister, des Königs Krieger, vom Meer herzu und stellen sich in dichten Reihen vor den Schloßmauern auf. Sie schießen ihre vergoldeten Pfeile ab, die wie ein Feuerregen auf die feindlichen Schaaren herabsausen. Und nun rücken beide Heere zum Kampf gegen einander vor. Wie fallen die Schwertstöße auf Helme und Krone nieder. . . Da kommt von Osten ein Sturmwind angefahren und rüttelt an den Grundpfeilern des Schlosses. . . es erbebt, es schwankt, es brennt, es stürzt zusammen, und durch die Flammen hindurch sieht man noch die Schwerter glänzen und das weiße, silberklare Gewand der Prinzessin wehn.

„Na, der redet aber windiges Zeug!“ murmelte Erich verächtlich. „Hat man je solches Kauderwälsch gehört? Ich gehe jetzt nach Hause und esse Grütze.“ — „Sawohl, nun gehen wir nach Hause und essen Grütze,“ riefen die meisten Kinder. Nur Elias, das Mädchen und der kleine Peter blieben noch am Strande, bis der letzte Abendstimmer vergangen und das schöne Spiel der Geister im Luftmeer zerflossen war.

Seit dem Abend waren zwölf Jahre dahingegangen, und es hatte sich Manches verändert. Erich war ein

kräftiger, geschickter und tüchtiger Bauer geworden, der den Besitz des Vaters mit Eifer und Umsicht versorgte, den Acker pflügte, das Moor abdeichte und wüstes Land durch Anbau nutzbar machte. Elias war manches Jahr im Ausland gereist, und nach seiner Rückkehr hatte er schöne Bücher über die Gotteswunder in der Natur geschrieben.

Eines Abends standen zwei junge Männer auf der Anhöhe am Meer und sahen mit warmen Blicken dem Spiel der Geister in den Wolken zu. Die Geister waren noch dieselben, denn das Unsterbliche bleibt ewiglich dasselbe, aber die Jünglinge waren in ihrem Wesen gewachsen. Es waren Elias und sein Freund, des Schneiders kleiner Peter, die vor allen Anderen die Farben und die Landschaft und die Schwäne im Meer wahrgenommen hatten. Der Freund war ein Maler geworden, und bereits recht berühmt durch seine herrlichen Gemälde, Elias aber einer der wenigen Dichter, die aus dem Herzen der Natur heraus dichten. Sie sahen einander an und dann das Abendroth und lächelten, weil Jeder die Gedanken des Anderen errieth.

„Ja, ja“, sprach Elias; „es ist noch ganz wie einst, nur wir haben nicht mehr den klaren Kinderblick. Es liegt schon wie ein Hauch über dem Spiel der

Geister und der Frische der Natur. Aber, Gott sei Dank, daß wir auch durch diesen Schleier noch seine schönen Gemälde erkennen können!"

"Gedenkst Du wohl jenes Abends", sprach heiter der Maler, "da wir einst hier standen, ganz hingerissen von dem Farbenspiel der Wolken, und mitten in unser Entzücken hinein Erich uns mahnte, es sei Zeit, nach Hause zu gehen und Grütze zu essen?"

"Gewiß", antwortete Elias, "erinnere ich mich dessen, und die Grütze hat Erich starke Arme gegeben, wie die Schönheit der Natur uns Flügel verlieh. Aber an jenem Abend weilte noch eine Dritte unter uns, die mehr hörte und sah als Andre, es war ein kleines, ärmliches Mädchen, und sie allein vernahm das Tönen der Wogen. Das war die dritte edle Gabe, die lichte Gabe der Musik, vor welcher das Menschenherz wie Wachs schmilzt. Wo ist wohl jetzt diese unsere Schwester unter uns Begnadeten auf Erden? Was mag aus dem kleinen Mädchen geworden sein? Ach, sie war arm und ohne Kenntnisse, und vielleicht hat sie nicht so viel Glück gehabt wie wir, ihre Gottesgabe in sich zur Klarheit gestalten zu können. Ach, daß so manche schöne Gabe verloren geht."

Als Elias so sprach, erklang aus dem nahen

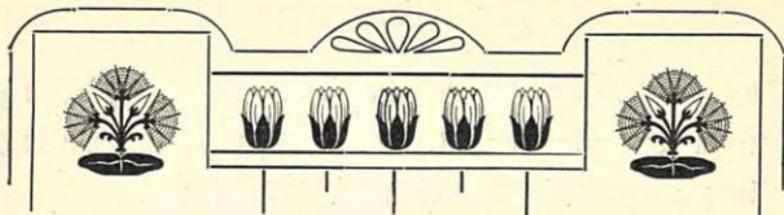
Walde eine Stimme so silberklar und ein Lied, so einfach schön, als habe der Wald selbst es in seinem grünsten Grün zu Tönen gestaltet. Da trat zwischen den Bäumen ein Mädchen hervor, das seine Herde nach Hause trieb. Sie näherte sich, und die jungen Männer erkannten in ihr die Gespielin, von der sie eben geredet. Auch sie erkannte Beide und grüßte sie froh. Im hellen Abendshimmer sang sie ihnen ihre Lieder, herrliche, holde, anmuthige Lieder, wie man sie einzig lernen kann von Waldesgrün und blumiger Wiese. Und Maler wie Dichter fühlten sich im tiefsten Herzen bewegt.

„Siehe“, sprach Elias, „eine Gottesgabe geht nicht verloren; diese hellen Töne klingen ebenso schön in der ärmlichen Tracht wie in der feineren Hülle des Reichthums und der Bildung. O, Gott, ich danke Dir, daß Du das Schöne auf Erden sich überall und ewiglich seinen Weg durch Armuth und Mühe, durch Verachtung und Vergessen bahnen lässest. Und geht auch Manches verloren, weil es keine Pflege fand, so sprießen doch beständig neue Blüthen im Schooße der Natur. Und wir selbst vergehen, aber die Schönheit, welche wir in unserer Armuth und Schwäche nachzubilden versuchen, sie vergeht nicht mit uns, sondern

lebt in neuen Blüthen ewiglich fort. So malen, dichten, singen wir fröhlich weiter, denn unser Malen, Dichten, Singen gilt dem Unsterblichen."

Nun berührte die Sonne den Rand des Meeres, und der Himmel war wie in Gluth getaucht. Da erhoben sich wieder die schimmernden Schlösser mit ihren Krystallpfeilern, hohen Thürmen und silbernen Spitzen; auf den Wogen tanzten glühende Funken; der Strand und die Höhen glänzten im Abendroth, und schneeweiße Schwäne schwammen im Wasser. Da fuhr ein heller Klang über die Wellen hin, und die Strahlen der untergehenden Sonne spielten goldig auf den Stirnen der drei Gottbegnadeten, des Malers, des Dichters und der Sängerin.





## Wie die Ameise zum Doctor reiste.

„Darf ich jetzt hinaus?“ fragte das Ameisenkind. — „Warte noch ein wenig,“ sagte die Ameisenmama — „ich will erst mal zusehn, wie es in der Welt aussieht.“ Und sie guckte durch ein Löchlein im Ameisenhaufen, konnte aber nichts sehen, weil die Sonne ihr gerade in's Gesicht schien.

„Nun gehe ich aus!“ sagte das Kind und kroch durch das Loch in's Freie.

Der Ameisenhaufen lag unter einer großen Tanne, die Sonne beschien die grünen Zweige, das Eis an den Zweigen schmolz, ein kleines Stück Eis fiel plump auf den Ameisenhaufen nieder und schlug dem Ameisenkind, das gerade hinaus kroch, ein Beinchen ab.

„Was war das?“ fragte die Mama.

„O, es war weiter nichts; ich verlor nur eben ein Bein.“

Die Mama erschrak sehr, zog das Kind herein und versuchte, das Bein mit Harz anzukleben. Es schien auch ganz fest zu sitzen, aber sobald die Kleine anfang zu gehen, fiel das Bein wieder ab.

„Das kann auf keinen Fall so bleiben; wir müssen zum Doctor reisen,“ sagte die Ameisenmutter.

So machte sie schnell ein Säckchen aus einer kleinen verwelkten Lilie, steckte das Beinchen hinein, nahm ihr Kind auf den Rücken und begab sich auf den Weg. Der Ameisenhaufen lag auf einem Hügel, ganz in der Nähe der Eisenbahn; die Ameise wußte, wann der Zug eintreffen mußte und paßte auf. Da kam der Zug angefahren, burr, burr; die Ameise hüpfte von der Schiene auf das Rad, wurde ein paar Mal herumgewirbelt, kletterte mit sammt dem Kinde in den Wagen und reiste ohne Fahrkarte nach Helsingfors.

Dort angekommen, kroch sie vorsichtig hinaus, denn sie fürchtete, todt getreten zu werden, und dann kletterte sie ganz dreist in eine Miethskutsche, immer das Kind auf dem Rücken und das Beinchen in der Tasche.

„Nun fahren wir zum Doctor,“ sagte die Ameise; „ich denke, das Pferd wird sich wundern über die schwere Last.“

„Was für weiße Berge sind das?“ fragte die Kleine, als sie an den großen steinernen Häusern vorbeifuhren.

„Das sind solche Hausen, worin die Menschen wohnen.“

Nun hielten sie an der großen Klinik; in der Miethskutsche war nämlich ein junger Arzt gefahren, der eignes nach Petersburg gereist war, um zu hören, wie Kristine Nilsson die Polka des Necken sang.

Die Ameisenmama vergaß den Kutscher zu bezahlen und kroch mit ihrer kleinen Bürde auf dem Rücken die Treppe hinauf. Der Oberarzt saß am Schreibtisch und las in einem Buche über die Kunst, neue Nasen anzusetzen. Die Ameise kroch auf den Tisch und dann auf das Buch. Als der Oberarzt sie bemerkte, wollte er sie mit dem Finger wegschnipfen, aber sie hielt sich am Blatt fest und berichtete ihm von dem großen Eisklumpen und von dem Bein ihres Kindes.

„O, ist es weiter nichts?“ sagte der Arzt und schickte sich an, das Bein wieder einzurichten, aber er hatte eine zu grobe Zange genommen und riß ein zweites Bein aus.

„Was war das?“ fragte die Ameisenmama.

„Ach es war weiter nichts, ich verlor nur noch ein Bein,“ sagte die geduldige, kleine Ameise.

Der Oberarzt schob alle Schuld auf seine Brille und ging fort, um eine feinere Zange zu holen, aber die alte Ameise ließ sich nicht die Zeit, zu warten, packte die beiden losen Beinchen in ihre Tasche, nahm ihr Kind auf den Rücken und kroch ihres Wegs.

„Wir wollen zum Wasserdoctor Ewerth fahren,“ sagte sie, und es glückte ihr bald, Platz in einer anderen Miethskutsche zu finden, worin ein dicker Herr fuhr, der mager werden wollte.

Doctor Ewerth stand neben einer großen Badewanne und brachte gerade den dicken Herrn in's Wasser, als die Ameisenmama auf seine Hand kroch, um sich bemerkbar zu machen. Kaum erblickte der Doctor sie, so tauchte er die Hand in's Wasser, und da lagen nun beide, Mutter und Kind.

Die Mama rief der Kleinen zu, sie möchte sich an ihrem Kleide festhalten, aber als sie glücklich an den Rand der Wanne gekommen und gerettet war, sah sie das Kind nirgends, denn der dicke Herr plantschte so im Wasser, daß Alles ein Schaum war.

„Wo bist Du? Wie geht's Dir?“ rief die Mutter.

„Nur ein bißchen naß, und jetzt ertrinke ich,“ hörte sie die zarte Stimme der Kleinen in dem schäumenden Wasser sagen.

Da stürzte sich die Ameise mitten in die reißende Strömung und brachte mit unsäglicher Mühe ihr Kind auf's Trockne.

Aber nun war die kleine Ameise todt.

„Ich fahre sofort zum Naturarzt Bäck,“ — sagte die Mutter. Doctor Bäck pflegte nämlich um diese Zeit in Helsingfors zu sein, sonst hätte sie auf das Dampfboot warten müssen, denn zu Fuß über die Schneeflächen wäre sie schwerlich nach Wasa gekommen. Und so begab sie sich denn mit dem todten Kinde und den beiden abgebrochenen Beinen zu dem Doctor ohne Doctorhut.

Doctor Bäck nahm ein Vergrößerungsglas, besah das todte Thierchen sowie die beiden Beinchen und erklärte: „Hier muß gerieben werden, aber ich kann es nicht thun, denn meine Finger sind zu groß.“

Die Ameise sann nach; sie hätte gern eine Fliege um Hülfe gebeten, denn die sind wegen ihres Reibens berühmt, aber leider pflegen sie um diese Jahreszeit alle todt zu sein. — „Ich will doch hinter dem großen Kochherd nachsehen,“ sagte sie.

Sie kroch hinter den Kochherd und fand ein halbtodtes Heimchen, das seit dem Herbst dort lag. Nach vieler Mühe zog sie es vor in den Sonnenschein. Nach einer Weile lebte das Heimchen wieder auf und fing dann ganz munter an, die kleine Ameise zu reiben. „Es wird schon werden,“ sagte Doctor Bäck und zeigte dem Heimchen mit einer Stricknadel, wie es die Sache anfangen müsse, damit es eine wirkliche Massage wäre, wie die Gelehrten die Reibekunst nennen.

Drei Minuten und etwas drüber rieb das Heimchen, und dann kam die kleine Ameise wieder in's Leben zurück, was ihrer Mama zu großer Freude gereichte. Darauf wurden die abgerissenen Beinchen genau befestigt, und nun war das Kind ganz gesund.

„Was bin ich dem Herrn Doctor für seine Bemühungen schuldig?“ fragte die Ameisenmama.

„Du sollst dem ersten Marienkäfer, der nach dem Ameisenbau kommt, in deinem Zimmer etwas zu essen geben,“ antwortete Doctor Bäck.

„Das will ich gern thun!“ sagte die Ameise fröhlich. „Ich werde ihm Honigkuchen vorsehen und soviel Tannenharz als er nur mag.“

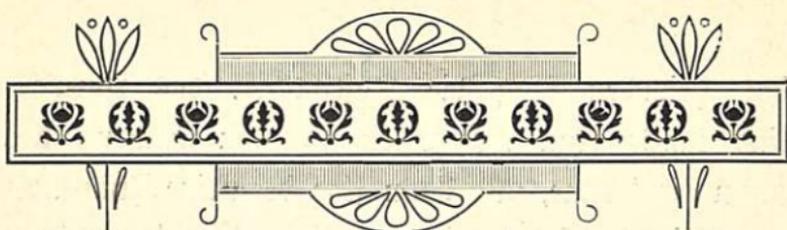
„Es ist gut,“ sagte Doctor Bäck, „aber nun lebt wohl und fort mit euch, denn auf mich warten schon sechs Arme und vier Beine.“

„Lebt wohl,“ sagte die Ameise und begab sich mit ihrem kleinen, gesunden Kinde auf den Heimweg.

Als sie nach ihrem Haufen zurückkamen, war es inzwischen Frühling geworden; alle Nachbarinnen waren schon herausgetrocknen und fingen an, die Ameisenlandstraße in Stand zu setzen. Die lief nämlich über den Waldhügel, und der Schnee hatte viel Gerümpel hinterlassen. Da war große Freude und Verwunderung unter allen Bewohnern des Ameisenbaues; ein Jeder wollte wissen und zusehen, ob dem Ameisenkinde die Beinchen auch richtig fest säßen. Indem kam ein kleiner Marienkäfer an, müde, hungrig und halb erfroren, so kletterte er über das junge Gras am Hügel hinunter. Da ergriffen die Ameisen ihre mächtigen Spieße aus Tannennadeln und wollten den fremden Wanderer vertreiben. Aber die Ameisenmama stellte sich auf die Hinterfüße, schwang einen grünen Grashalm, vertheidigte den Marienkäfer und lud ihn in ihr Zimmer ein. Dort deckte sie sofort den Tisch ganz fein, wie es nicht oft vorkam,

das Heimchen sang die Tafelmusik, das Ameisen-  
kind tanzte dazu auf seinen gesunden Beinen, hell  
schien die Sonne, und dann flog der kleine Frühlings-  
bote mit rauschenden Flügeln fort über den grünen  
Waldhügel.





## Birke und Stern.

**E**s ist schon lange, lange her, wohl mehr als ein Jahrhundert, da herrschte große Noth in Finnland. Ueberall dort wüthete der Krieg; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, daß die feurige Lohe zum Himmel schlug. Das reisende Korn auf den Feldern wurde von den Hufen der Pferde zertreten und kam nimmer in die Scheunen, und das Land büßte durch Hunger und Schwert, durch Auswanderung und schreckliche Krankheiten seine Einwohner zu Hunderttausenden ein. Da hörte und sah man nur Seufzer und Thränen, Sorge und Klagen, Asche und Blut, und wer auch die Hoffnung nicht völlig aufgab, wußte schließlich kaum, was er noch zu hoffen hätte. Denn

wie eine Gottesgeißel ging das Elend über das Land, und nie wird die Erinnerung an diese Zeit ganz erlöschten. Da wurde manche Familie auseinander gerissen: die Söhne geriethen in Feindeshand und wurden als Gefangene weggeschleppt, oder sie fanden in der Schlacht den Tod. Die Alten flüchteten in Wälder und Wildnisse oder nach Schweden hinüber, und wie oft wußte die Frau nicht von ihrem Mann, die Eltern nicht von den Kindern, der Bruder nicht von der Schwester, ob sie noch am Leben wären, ob ein Wiedersehen möglich. Als dann Friede wurde und die Ueberlebenden sich der Heimath wieder zuwandten, da waren ihrer nur wenige, die nicht Einen ihrer Lieben zu beweinen oder zu vermissen hatten.

Gleichwie im Märchen von Ritter Blaubart's junger Frau zu lesen steht, die ihre Schwester auf den Thurm steigen heißt, von wo sie den Weg weit überschauen, und die immer wieder fragt: „Anna, liebe Schwester, siehst Du noch Niemand kommen?“ so fragte Einer den Anderen, wo ein Haus so einsam lag, daß man nichts von seinen Lieben hörte: „Siehst Du noch Niemand kommen?“ Und meistens lautete die Antwort: „Ach nein! Niemand kommt.“ Aber zuweilen geschah es doch, daß sich wie im Märchen in der

Ferne eine leichte Staubwolke zeigte; das Wölkchen kam näher, und siehe! es war ein Haufen Geflüchteter, die nach den Thren suchten. Dann forschte der Eltern Blick in ängstlicher Spannung nach den Liebsten, und wurden sie nach so manchem Jahr gefunden, dann herrschte eine Freude, die allen so bitter empfundenen Kummer reichlich aufwog. Die Hütten erstanden neu aus dem Schutt, der Acker trug der fleißigen Hand wieder Frucht, und eine neue Zeit breitete einen mildernden Schleier über vergangenes Ungemach.

Während des langen Krieges waren auch zwei in zartem Alter stehende Kinder, Knabe und Mädchen, in ein fernes Land entführt worden, hatten dort aber bei freundlichen Leuten Aufnahme gefunden. Die Jahre vergingen, die Geschwister wuchsen heran und litten keine Noth, aber in allem Ueberfluß vermochten sie Eltern und Heimath nicht zu vergessen. Es ging ihnen wie den Juden in der babylonischen Gefangenschaft, die ihre Harfen an die Säulen hingen und in der Fremde weder spielen, noch singen, noch tanzen mochten, weil ihr Herz in Jerusalem weilte.

Als sich dann die Nachricht verbreitete, in Finnland sei endlich Friede, und als Alle, die konnten und wollten, dahin zurückkehrten, da lag auch auf diesen

Kindern die Fremde wie ein schwerer Druck, und sie begehrten, fortzuziehen nach der Heimath.

Die Fremden aber, ihre Wohlthäter, lachten herzlich darüber und sprachen: „Ihr närrischen Kinder; wißt Ihr auch, wie weit Ihr da gehn müßtet? Mehr als hundert Meilen.“

„Das thut nichts,“ meinten die Kinder, „wenn wir nur heim kommen!“

„Aber habt Ihr denn nicht bei uns ein neues Heim gefunden? Hier habt Ihr reichliches Essen, gute Früchte und Milch, warme Kleider, schöne Wohnung und freundliche Menschen, die Euch herzlich lieben; was wollt Ihr noch mehr?“ —

„Nun ja,“ sprachen die Kinder, — „aber, wir möchten gern heim.“

„In Eurer Heimath herrscht große Noth, und es gebricht dort an Allem. Dort müßtet Ihr ganz ärmlich leben, auf Moos schlafen unter einem Dach von Tannenreisig, Wind und Kälte zur Gesellschaft und Brod aus Baumrinde essen. Eure Eltern und Geschwister sind schwerlich noch am Leben, und wenn Ihr nach ihnen sucht, findet Ihr nur die Spuren der Wölfe auf dem Platze, wo einst Eures Vaters Haus stand.“

„Kann sein,“ antworteten die Kinder, „aber wir wollen doch gern heim.“

„Wer wird Euch den Weg zeigen?“

„Gott,“ antwortete der Knabe, „und dann erinnere ich mich, daß auf meines Vaters Hof eine große Birke steht, in deren Zweigen viele schöne Vögel in der Morgensonne singen.“

„Und,“ fügte das Mädchen hinzu, „Abends leuchtet ein heller Stern durch das Birkenlaub.“

„Ihr thörichten Kinder,“ sprachen die Fremden, „was Ihr begehrt, das dürfen wir nicht erlauben, denn es wäre Euer Verderben.“ Und sie verboten ihnen, ferner daran zu denken.

Allein je strenger das Verbot, desto mehr beschäftigten die Kinder sich mit dem Gedanken, nicht aus Ungehorsam, sondern weil die Sehnsucht nach dem Vaterlande so groß, so unwiderstehlich wurde, daß die Rückkehr dahin ihnen beständig im Sinn lag. Endlich in einer mondhellen Nacht, als der Knabe vor lauter Aufregung nicht schlafen konnte, fragte er die Schwester: „Schläfst Du?“ — Sie antwortete: „Nein, ich kann nicht schlafen, denn ich muß immerfort an die Heimath denken.“ — „So geht's mir auch,“ sprach der Bruder, „komm, wir wollen ein Bündel aus

unseren Kleidern machen und fortgehn. Mir ist, als spräche Gottes Stimme unaufhörlich in meinem Herzen: Geh heim, geh heim! — Und was Gott spricht, das kann keine Sünde sein.“

„Ja,“ sagte die Schwester, und so gingen sie in aller Stille fort.

Als sie ins Freie traten, schien der Mond hell auf allen Wegen und Stegen; silbern schimmerte sein Licht auf dem Thau im Grase, und leise rauschte der Wind in den Wipfeln der hohen Bäume; es war eine wunderschöne Nacht.

Als sie eine Weile gegangen waren, sagte das Mädchen: „Weißt Du, lieber Bruder, mir ist recht bange, ob wir auch den rechten Weg finden.“ —

Der Bruder aber sprach: „Wenn wir immer nach Nordwesten wandern, wo jetzt Abends die Sonne untergeht, denn das thut sie zur Mitsommerzeit, so liegt dahinter unsre Heimath. Und das wird uns ein Zeichen sein, wenn wir auf einem Hof die große Birke sehn, und wenn durch ihr Laub der helle Stern scheint, da wissen wir, daß wir die Heimath gefunden haben!“

Nach einer Weile fing das Mädchen wieder an: „Weißt Du, lieber Bruder, mir ist recht bange, ob

wilde Thiere oder Räuber uns ein Leid anthun können.“ — Der Bruder aber antwortete: „Gott wird uns beschützen. Kennst Du wohl noch das Gebet, das wir als kleine Kinder zu Hause lernten?

Wo ich bin, in welchem Land,  
Schützet, Gott, mich deine Hand!“

„Ja, so ist es,“ sagte das Mädchen, „also wird der liebe Gott schon seine Engel senden, uns zu behüten.“

So schritten sie denn guten Muthes vorwärts; der Knabe schnitt aus einer jungen Eiche einen tüchtigen Stock, um sich und die Schwester zu vertheidigen, aber ihnen stieß nichts Böses zu.

Eines Tages kamen sie an eine Stelle, wo zwei gleich breite Wege sich trennten, und sie waren rathlos, welchen sie wählen mußten. Da saßen am Wege zur Linken zwei kleine Vögel, und das klang wie: Kommt mit, kommt mit! „Komm,“ sprach der Bruder; „hier geht der rechte Weg, das wollen uns die Vögel mit ihrem Zwitschern sagen.“ — „Ja,“ antwortete die Schwester, „es sind gewiß keine gewöhnlichen Vögel, sondern Engel in Vogelgestalt, die uns nach Hause geleiten wollen.“

So zogen sie denn weiter, und die Vögel flogen

vor ihnen her, aber nicht schneller, als daß die Kinder gut folgen konnten. Sie aßen von den Früchten des Waldes, tranken klares Quellwasser und schliefen auf weichem Mooslager. Und es war schier wunderbar, daß sie überall zu essen fanden, wenn sie Hunger verspürten, daß ein klarer Quell sprudelte, wenn sie dürstete, und daß ein schöner Ruheplatz bereit war, wenn sie schlafen wollten. Begreifen konnten sie das nicht, aber sie nahmen es mit Dank an. Und beim Anblick der Vögel wurde ihnen allemal recht vertrauensvoll zu Muth. —

Schließlich wurde das Mädchen des Wanderns müde und fragte den Bruder: „Wann können wir denn anfangen, nach unsrer Birke zu suchen?“ Der Bruder antwortete: „Nicht eher, als bis wir die Menschen um uns in der Sprache unsrer Eltern reden hören.“

Also rüstig weiter nach Westen und Norden! Schon ging der Sommer zu Ende, und in den Wäldern ward es kühl. Das Land hatte jetzt ein ganz anderes Aussehen, denn statt der bisherigen weiten Ebenen sah man Hügel und Berge, Flüsse und Seen. Das Mädchen fragte: „Wie werden wir nur über die hohen Berge kommen?“ — Der Bruder

sprach: „Wenn Du müde bist, trage ich Dich!“ und er trug sie oft.

Wieder fragte das Mädchen: „Wie kommen wir nur über die reißenden Flüsse und die tiefen Seen?“ — Der Bruder sagte: „Wir rudern hinüber.“ — Und mit starkem Arm ruderte er hinüber, und nie verließ ihn die Zuversicht. Auch fanden sie überall, wo sie an einen Strand kamen, ein Boot, das eigens auf sie zu warten schien, und über etliche Flüsse schwammen sie, und so leicht wie die Wasservögel glitten sie über die Wellen hin, denn ihre lieben Vögel begleiteten sie, und das flößte ihnen Muth ein, so daß sie an keine Gefahr glaubten.

Eines Tages waren sie ohne zu rasten von Morgens bis Abends gewandert und kamen endlich an einen einsamen Hof, der erst kürzlich aus dicken Balken auf der Stätte eines niedergebrannten Hauses neu gezimmert war. Da stand ein Kind und putzte Rüben.

„Möchtest Du uns wohl eine Rübe schenken?“ fragte der Knabe. — „Kommt nur herein,“ sagte das Kind, „Mutter wird Euch zu essen geben.“ — Da schlug der Knabe froh die Hände zusammen, fiel dem Kinde um den Hals und weinte laut vor Freuden.

„Was ist Dir denn, lieber Bruder?“ fragte das Mädchen.

„Muß ich mich nicht freuen,“ sagte der Bruder. „Dies Kind redet ja die Sprache unsrer Eltern, und nun können wir nach der Birke und dem Stern suchen!“

Sie traten in das Haus und wurden freundlich aufgenommen. Die Leute fragten, woher sie kämen, und der Knabe antwortete: „Wir kommen aus weiter Ferne und suchen unsre Heimath hier im Norden von Finnland, aber wir haben kein anderes Kennzeichen, als daß auf Vaters Hof eine große Birke steht, in deren Zweigen die Vögel in der Morgensonne singen, und durch deren Laub am Abend ein heller Stern blinkt!“

„Arme Kinder,“ sprachen die Leute mitleidsvoll; „auf der Erde stehn viel tausend Birken und am Himmel glänzen viel tausend Sterne. Wie wird's Euch möglich sein, unter so vielen die einzig rechten zu finden?“

Die Kinder aber jagten: „Gott wird auch ferner helfen; sind wir doch durch seine Hülfe auf weiten, weiten Wegen schon bis in unser Vaterland gelangt. Wir sind ja schon halbwegs heim!“

„Finnland ist groß!“ sagte die Frau kopfschüttelnd.

„Aber Gott ist größer,“ erwiderte der Knabe, sagte Dank für die freundliche Aufnahme und wanderte weiter mit der Schwester. Und nun brauchten sie nicht mehr in den Wäldern zu übernachten und ihre Nahrung zu suchen, denn sie fanden von Hof zu Hof Herberge und Brod. Lagen auch oft weite, wüste Strecken zwischen den Wohnungen, herrschte auch überall große Armuth, so gab man ihnen doch gern das Wenige, dessen sie bedurften, aus Erbarmen mit ihrer verlassenen Lage. Aber nach der Birke und dem Stern suchten sie noch vergebens; sahen auch viele ähnlich aus, so waren es doch nicht die rechten.

„Ach,“ seufzte das Mädchen einmal so recht verzagt, „Finnland ist gar so groß, und wir sind so klein. Nie werden wir die Heimath finden.“

Da wurde der Bruder zornig und fragte: „Glaubst Du an Gott?“ — „Ja,“ sagte sie. — „Nun, dann weißt Du auch, daß er größere Wunder gethan hat. Als die Hirten in der Nacht gen Betlehem zogen, leuchtete ihnen der Stern voran; er wird auch uns leuchten, wenn wir den Glauben haben.“

„Ja,“ sagte das Mädchen, wie sie stets dem Bruder Recht gab, und in froher Zuversicht gingen sie weiter.

So gelangten sie eines Abends an einen einsam gelegenen Hof; das war im zweiten Sommer ihrer Wanderung, Ende Mai und gerade am Abend vor Pfingsten, da an den Bäumen das erste junge Grün zu sprießen anfang. Als sie durch die Gitterthür eintraten, sahen sie auf dem Hofe eine große Birke mit voller Krone, und durch das lichtgrüne, zarte Laub blitzte der Abendstern. Man sah nur den einen Stern am Himmelsgewölbe, denn die Nächte waren schon sommerhell.

Sofort rief der Knabe: „Dies ist unsre Birke!“ und das Mädchen: „Das ist unser Stern!“ und Beide fielen einander um den Hals und dankten Gott unter Freudenthränen.

„Hier steht der Stall, wo Vater die Pferde unterbrachte,“ sagte der Knabe nach einigem Sinnen.

„Und hier am Brunnen wusch Mutter die Gerste,“ sagte das Mädchen.

„Unter der Birke stehn zwei kleine Kreuze; was mögen die wohl bedeuten?“ meinte der Knabe.

„Ich fürchte mich so, in's Haus zu gehn,“ sagte das Mädchen. „Denke doch, wenn Vater und Mutter nicht mehr lebten, oder wenn sie uns nicht erkannten. Geh' Du voraus, lieber Bruder!“

„Laß uns erst ein wenig an der Thür lauschen,“ sprach der Knabe, dessen Herz vor Aufregung laut klopfte.

Drinne im Zimmer saß ein älteres Ehepaar; alt an Jahren waren Beide nicht, nur hatten Kummer und Noth vorzeitig ihre Stirnen gesurcht und ihr Haar gebleicht.

Der Mann sprach: „Nun ist wieder Pfingsten, liebe Frau, da Gott einst den betrübten Herzen den Tröster sandte, aber uns wird kein Trost zu theil. Alle vier Kinder haben wir verloren; zwei schlafen unter der Birke, zwei sind in Feindesland entführt worden und kehren wohl nimmer zu uns zurück. Es ist schwer, im Alter so einsam zu sein!“ —

Da sagte die Frau: „Ist Gott denn nicht allmächtig und gütig? Er, der die Kinder Israëls aus der Gefangenschaft erlöste, kann wohl auch uns die Kinder wiedergeben, wenn er es für gut hält. Wie alt wären unsre jüngsten jetzt, wenn sie noch am Leben sind?“ —

Der Vater sagte: „Der Sohn wäre sechzehn, die Tochter fünfzehn Jahre alt, aber solche Gnade vom Herrn wird uns wohl nicht zu theil.“

Indem wurde die Thür geöffnet, und herein

traten ein Knabe und ein Mädchen, die sagten, daß sie von ferne kämen und um ein Stück Brod bäten.

„Tretet näher, Ihr Kinder,“ sagte der Vater, „und bleibt über Nacht bei uns. Ach, so groß wären unsre jüngsten Kinder wohl jetzt, wenn wir sie behalten hätten.“

„Was für nette Kinder,“ sagte die Mutter. „Ja, so könnten unsre auch sein, wenn wir sie behalten hätten.“ Und bitterlich weinten die Eltern. Da konnten die Kinder nicht länger an sich halten; unter Thränen umfaßten sie die Eltern und riefen: „Erkennt Ihr uns denn nicht? Wir sind ja Eure Kinder, die Gott so wunderbarlich aus der Fremde wieder zu Euch geführt hat!“ —

In sprachloser Liebe umarmten die Eltern die wiedergefundenen Kinder, und dann knieten Alle nieder, Gott für den Trost zu danken, den er ihnen am Pfingstabend verliehen hatte.

Nun mußten die Kinder ihre Erlebnisse berichten und die Eltern von ihrem Ergehen erzählen, und war auch auf jeder Seite großer Kummer gewesen, so schien der jetzt ganz vergessen und in eitel Freude verwandelt. Der Vater prüfte den Arm des Sohnes und freute

sich über die Stärke seiner Muskeln, und die Mutter strich lieblosend über das braune, lockige Haar der Tochter und küßte ihr immer wieder die blühende Wange.

„Ja,“ sprach die Mutter in ihrer Herzensfreude, „ich dachte wohl, daß sich heute etwas Gutes begeben könne, als ich früh zwei fremde Vögel so schön auf der Birke singen hörte.“

„Die kennen wir sehr gut,“ sagte das Mädchen, „das sind zwei Engel in Vogelgestalt, die den ganzen Weg vor uns hergeflogen sind und uns geleitet haben; nun freuen sie sich mit uns, daß wir die Heimath gefunden haben.“

„Komm hinaus, laß uns auch die Birke und den Stern begrüßen,“ sagte der Knabe. „Sieh, Schwesterchen, darunter ruhn unsre kleinen Geschwister. Wenn wir nun unter dem grünen Rasen gebettet lägen, wenn die Geschwister hier ständen und auf unser Grab schauten, wo wären unsre Seelen dann?“

„Vielleicht wären sie Engel und sängen Gottes Lob im Himmel!“ antwortete sanft die Mutter.

„Nun weiß ich's“ sprach das Mädchen. „Die Engel in Vogelgestalt, die uns den ganzen Weg be-

gleitet haben, und die heute in der Birke unsre Rückkehr erwarteten, das sind unsre Geschwister. Sie haben immerfort in unserm Herzen gerufen: „Geht heim, geht heim zum Trost für Vater und Mutter.“ Sie wiesen uns den Weg durch die Wildniß, daß wir nicht verhungerten; sie trugen das Moos für unser Nachtlager herbei, damit wir nicht erfroren, und schickten Boote an die reißenden Ströme, damit wir nicht ertrinken sollten. Sie haben unter so vielen Tausenden die rechte Birke und den rechten Stern gezeigt. Gott hat sie zu unserm Schutz erwählt und ausgesandt. Habt Dank, ihr lieben Geschwister, habe Dank, du gütiger Gott!“

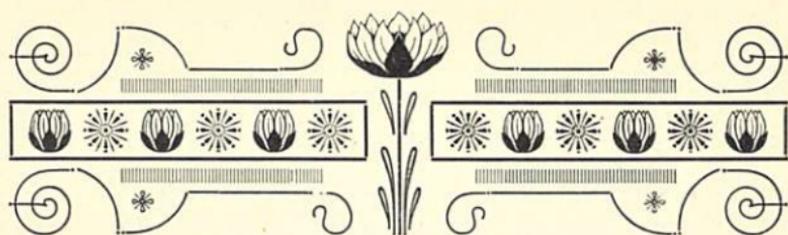
„Ja, so ist's, sprach der Bruder, „nun sieh, wie hell die himmlischen Sterne durch das Birkenlaub schimmern. Nun sind wir endlich daheim! Nun wandern wir nicht mehr, Schwesterchen!“

„Liebe Kinder,“ sprach der Vater. „Eines Menschen Leben auf Erden ist ein stetes Wandern zum ewigen Ziel. Habt dies Ziel immer vor Augen und Gott im Herzen. Euch dienten die Engel als Wegweiser; o möchtet ihr auch ferner den rechten Weg finden! Ihr suchtet die Birke — sie war Euch das Wahrzeichen Eures Vaterlandes. Wohlau, sei das Wohl

des Vaterlandes das Ziel, für welches Ihr in Liebe und Hingebung Euer Lebenslang arbeitet. Ihr suchtet den Stern; möchte er Euch das ewige Leben bedeuten und all' Eurem Thun vorleuchten!“

„Amen, so sei es!“ sprachen Mutter und Kinder leise, die Hände andächtig gefaltet. —





## Aldamina's Perle.

Es war einmal ein König, dem schenkte seine Gemahlin ein kleines Mädchen, und da sie also eine Königstochter war, so wurde sie Prinzessin genannt. Aldamina war ihr Name und sie der Eltern einziges Kind. Deshalb liebten diese sie auch sehr, fast zu sehr, denn es ist für ein Menschenkind nicht gut, abgöttisch geliebt zu werden. Zu Aldamina's Taufe wurden zwei Feen eingeladen, eine rothe und eine blaue, denn das ist bei den Märchenkönigen von jeher Brauch gewesen. Die beiden guten Feen unterließen denn auch nicht, der kleinen Prinzessin eine Pathengabe in die Wiege zu legen. Die rothe Fee schenkte ihr eine Perle von so unvergleichlicher Schön-

heit, wie man nie ihresgleichen gesehen hatte, und dazu noch drei weitere Gaben. „Wißt,“ so sprach die Fee, „so lange Adalmina die Perle trägt, wird sie täglich an Schönheit, Reichthum und Klugheit zunehmen. Sollte sie aber die Perle verlieren, so würde sie damit zugleich Schönheit, Reichthum und Klugheit einbüßen und diese Gaben erst zurückgewinnen, wenn sie die Perle wiederfände.“

Nun nahm die blaue Fee das Wort: „Adalmina hat drei so große Gaben erhalten, daß die Meisten sich in der Welt nichts Höheres zu wünschen wissen. Dennoch giebt es ein noch werthvolleres Geschenk, und dies gebe ich Adalmina, aber unter einem Vorbehalt: So lange die Prinzessin ihre drei Gaben besitzt, hat die meine keine Kraft. Verliert sie aber die Perle und damit Schönheit, Klugheit und Reichthum, so erhält sie als Ersatz meine Gabe, und die besteht in einem ‚demüthigen Herzen.‘“ — So sprach die blaue Fee; darauf nickten beide Feen freundlich zum Abschied und verschwanden als zwei weiße Wölkchen am Abendhimmel.

König und Königin waren sehr befriedigt; sie dachten, wenn ihr Kind schön, reich und klug wäre, so müsse ihr Glück vollkommen sein. Und wozu

brauchte denn eine Prinzessin ein demüthiges Herz zu besitzen? Da wußte die rothe Fee besser, was sich schickt; wir wollen nur ja die Perle recht hüten, so ist neben der königlichen Gabe der rothen Fee die ärmliche Gabe der blauen Fee wohl zu entbehren. Es war wirklich recht karg, dem lieben Kinde das als Almosen zu geben, wie man wohl einem Bettelmädchen an der Landstraße ein paar Kupfermünzen zuwirft.

Nun ließ der König eine goldene Krone anfertigen, die genau für das Köpfschen der Kleinen eingerichtet war und sich in dem Maße vergrößerte, wie Adalmina heranwuchs, daß aber kein Anderer sie tragen konnte, weil die wunderbare Krone dann entweder zu groß oder zu klein war. Oben lief sie in eine Spitze aus, und darin war die Perle so fest, so sicher eingefügt, daß sie unmöglich herausfallen konnte.

So saß nun die Krone auf Adalmina's Köpfschen, und sie trug sie beständig, mochte sie in ihrer goldenen Wiege schlafen oder im Schlosse umherspielen. Da aber die Eltern sehr besorgt waren, die Perle möchte verloren gehen, so gaben sie strengen Befehl, die Prinzessin sich nicht weiter entfernen zu lassen, als bis zu dem Gitter, das den Garten vom Park trennte.

Bei jedem Ausgang mußten vier Hoffräulein und vier Kammerherren sie begleiten, und diesen war besonders eingeschärft, ja die Prinzessin und ihre Perle gut zu hüten. Sie durften sich hierin keine Nachlässigkeit erlauben, denn der grimmige Büttel im rothen Mantel mit dem häßlichen Bart und dem schrecklichen Henkersbeil verstand keinen Spaß.

Die Prinzessin wuchs heran, und es geschah wirklich so, wie die rothe Fee-vorausgesagt hatte. Adalmina wurde die schönste Prinzessin, die man je gesehen, so wunderschön, daß ihre Augen wie die Sterne am Frühlingsabendhimmel strahlten, und wo sie ging und stand, war sie wie von Sonnenlicht umflossen. Alle Blumen im Garten neigten sich vor ihr und sprachen: „Du bist weit schöner als wir.“ Und so reich wurde sie, daß ringsum sie her die Schätze zu wachsen schienen. Der Fußboden ihres Zimmers war von Silber, mit Perlmutter eingelegt, die Wände bestanden aus lauter Spiegeln, die Decke war von Gold mit Edelsteinen besetzt, und wie funkelte das Alles im Kerzenschein.

Adalmina speiste von goldenen Gefäßen, schlief in goldener Bettstelle und trug golddurchwirkte Kleider. Und so klug war sie, daß sie die schwersten Räthsel spielend löste und die schwierigsten Aufgaben vollständig

beherrschte, wenn sie nur einmal in's Buch gesehen hatte. Alle Weisen des Landes kamen mit Fragen zu ihr, und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß es nie vorher eine so kluge Prinzessin wie Adalmina gegeben habe und auch ferner, so lange die Welt stände, nicht zu finden sein würde.

Nun ja, dies war so weit richtig und der Wahrheit entsprechend; es ist kein Fehler, schön, klug und reich zu sein, falls man diese Gaben gut anwendet, aber es liegen darin auch Gefahren. König und Königin hielten nämlich in ihrer elterlichen Verblendung Adalmina für das beste und vollkommenste Wesen auf Erden, und leider fing Adalmina an, das auch zu glauben. Da sie beständig von allen Seiten hörte, sie sei tausendmal schöner, klüger und reicher als Andre, so glaubte sie das nur zu gern und wurde dadurch so hochmüthig, daß sie Jeden, sogar ihre Eltern für geringer hielt als sich selbst. Du arme Adalmina! Das war ein großer, häßlicher Flecken auf deiner glänzenden Schönheit; das war bittere Armuth in all' deinem Reichthum; das war großer Unverstand bei aller Klugheit, und es lag nahe, daß sie dadurch alle ihre Vorzüge verlieren könne.

Denn je älter, desto hochmüthiger wurde sie, und

im Gefolge des Hochmuths stellten sich die schlimmsten Fehler ein — sie wurde boshaft, hartherzig, habgierig und neidisch. Sah sie im Schloßgarten eine schöne Blume erblühen, so eilte sie hin und zertrat sie, denn schön wollte nur sie allein sein. Begegnete sie einer anderen Prinzessin in einem goldnen Wagen, so verdroß sie das ungemein, denn nur sie allein wollte vornehm und reich sein. Und erzählte man in ihrer Gegenwart von einer klugen und geschickten Jungfrau, so brach Adalmina vor Zorn in Thränen aus, denn weshalb sollte noch eine Andere klug sein? Deshalb entfernte sie Alle aus ihrer Nähe, die ihr nicht schmeichelten oder ihr nicht in Allem zu Willen waren. Und dennoch fühlte sie die tiefste Verachtung für diejenigen, welche ihr die größte Ergebenheit bezeigten. Sie war eben eine Tyrannin, von Allen gefürchtet, von Niemand geliebt. König und Königin waren die Einzigen, welche über ihren Hochmuth nicht trauerten.

Eines Tages, als die nun fünfzehnjährige Prinzessin im Schloßgarten spazieren ging, kam sie bis an das Gitter des Parks, fand aber die Thür verschlossen, als sie hinauswollte, und Niemand wagte, dem ausdrücklichen Befehl des Königs zuwider, zu öffnen. Zum ersten Mal weigerten sich die begleitenden Hofdamen

und Kammerherren, einem Befehl der Prinzessin zu gehorchen. Da wurde Adalmina böse, aber so böse, daß es wie ein Schatten über ihre sonnige Schönheit flog. Sie schlug den Treuen in's Gesicht, lief fort, kletterte über das Gitter, und obgleich das Gefolge ihr nacheilte, lief sie so schnell und so tief in den Park hinein, bis sie sich ganz allein unter den Bäumen fand.

Da fühlte Adalmina sich zum ersten Mal in ihrem Leben so recht müde und durstig und ließ sich zum Ausruhen neben einer Quelle nieder. Da, sie ließ sich so weit herab, mit ihrer feinen weißen Hand Wasser aus der Quelle zu schöpfen und daraus zu trinken, ganz wie gewöhnliche Menschenkinder zu thun pflegen, wenn Niemand zur Stelle ist, der ihnen mit einer Verbeugung ein Glas Wasser auf einem Teller reicht. Dabei erblickte sie in dem klaren Quell ihr Bild. „Ach wie schön bin ich doch!“ sprach sie, sich selbst bewundernd, und beugte sich tiefer über das Wasser, um sich noch besser betrachten zu können. Plumps, fiel die goldne Krone von ihrem Kopf und verschwand pfeilgeschwind im Wasser.

Adalmina bemerkte das gar nicht, so eingenommen war sie von ihrer Schönheit. Aber was war denn geschehn? Kaum war der Quell wieder still und klar,

so sah sie darin ein ganz anderes Bild als vorhin. Sie erblickte nicht mehr die wunderschöne Prinzessin in goldgesticktem Kleide, mit Juwelen im Haar, mit Ohrgehängen von blinkenden Diamanten. Sie sah nur ein ärmlich gekleidetes Mädchen, barhaupt und barfüßig, mit ungekämmtem Haar. Zugleich verschwand plötzlich ihre ganze Klugheit, und sie wurde so einfältig und unwissend, als hätte sie nie etwas gelernt, und ebenso hatte sie ihr Gedächtniß verloren, so daß sie nicht mehr wußte, wer sie war, woher sie kam, wohin sie wollte. Nur dunkel war sie sich bewußt, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen sei, und das ängstigte sie so, daß sie von der Quelle fort tiefer in den Wald hineinlief, ohne zu ahnen, wohin der Weg sie führte.

Mit dem hereinbrechenden Abend wurde es aber dunkel, und in der Ferne heulten die Wölfe. Da ward Adalmina von immer größerer Angst ergriffen; sie lief schneller und schneller, bis sie endlich in einiger Entfernung ein Licht schimmern sah. Als sie näher kam, stand dort ein Häuschen, und da sie schüchtern an die Thür klopfte, ward ihr von einer armen, alten Frau geöffnet. „Armes Kind,“ sagte diese; „woher kommst Du so spät am Abend?“ — Aber darauf konnte

Udalmina keine Antwort geben, denn sie wußte ja nicht mehr, wer sie war und wo ihre Eltern wohnten. Das kam der Frau zwar recht wunderbar vor, aber doch erbarmte sie sich des Mädchens und sagte: „Wenn Du so arm, so verlassen, so mutterseelen allein in der Welt bist, so kannst Du bei mir bleiben. Ich brauche gerade Jemand, der meine Ziegen im Walde hütet. Das kannst Du thun, mein Kind, falls Du anständig bist und zufrieden mit Wasser und Brod und etwas Milch.

Nun gewiß, damit war Udalmina sehr zufrieden und küßte der Alten dankend die Hand. Denn die blaue Fee hatte Wort gehalten, und Udalmina besaß jetzt, wenn auch unbewußt, ein demüthiges Herz. Viel glücklicher als sonst war sie, wenn sie im wunderschönen, friedlichen Walde die Ziegen hütete, auf einem Stein sitzend ihr trocknes Brod verzehrte und auf einfachem Lager von Stroh und Moos schlief. Viel besser als früher war sie auch, denn zu einem demüthigen Herzen gesellt sich manche köstliche Gabe, ein gutes Gewissen, Güte und Liebe, und stille Zufriedenheit, wo auch in der Welt man einen ruhigen Hafen finden mag. Und wo Udalmina gehn mochte, da war es um sie her wie heller Sonnenschein, nicht wie er früher von ihrer

vergänglichlichen Schönheit ausstrahlte, sondern wie die sanfte Verklärung, die über die Guten und Frommen ausgegossen zu sein scheint, deren Seelen in engelgleicher Schönheit blühen.

Am königlichen Hof aber herrschte ein schrecklicher Zustand, als die Prinzessin so plötzlich wie vom Erdboden verschwunden war. Es half freilich nichts, daß die zarten Hoffräuleins und die vor Angst schon halbtodten Kammerherren in ein unterirdisches Gefängniß geworfen wurden, wohin weder Sonne noch Mond schien, und vor dessen schwerer eisenbeschlagener Thür der entsetzliche Büttel mit dem häßlichen Bart und der glänzenden Art Wache hielt. König und Königin waren untröstlich bekümmert, und für das ganze Reich wurde Trauer anzulegen befohlen. In allen Kirchen wurde ein königlicher Erlaß verkündet, des Inhalts: Wer Prinzessin Adalmina auffände, dessen Gemahlin solle sie werden, falls er es nicht um geringeren Lohn thäte, und obendrein solle er das halbe Königreich erhalten. Wie bekannt, war das damals so der Brauch.

Es war allerdings ein reicher Finderlohn, und viele Prinzen und Ritter hatten Lust, ihn zu verdienen. Drei Jahre lang, Winters und Sommers, ritten sie in der weiten Welt umher, aber wie sie auch

suchen mochten, Keiner fand auch nur so viel wie den vergoldeten Absatz von Adalmina's Schuh. Schließlich begab es sich, daß der junge und muthige Prinz Sigismund aus Frankenland auf seinen Fahrten an das einsam gelegene Häuschen der alten Frau kam. Die saß da, auch im Trauerkleide, wengleich es nicht allzu fein war, und die Ziegen, die auf einem Hügel in der Nähe weideten, waren halb weiß, halb schwarz. „Um wen trauert Ihr denn, Mütterchen?“ fragte der Prinz. „Der König hat Landestrauer um die verschwundene Prinzessin befohlen,“ antwortete die Alte; „es war nicht gerade schade um sie. Schön und reich und klug war sie wohl, aber die Leute sprechen, daß sie ein hoffärtiges Herz hatte, und das war schlimm, denn deshalb liebte sie Niemand.“

Indem kam Adalmina mit ihren Ziegen aus dem Walde zurück. Der Prinz betrachtete sie aufmerksam und konnte nicht begreifen, wie ein so armes, nicht einmal hübsches Mädchen sein Herz so wundersam zu rühren vermochte, daß er sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte, als er kaum mehr wie ihr Ohrläppchen gesehen hatte. Er fragte sie, ob sie die Prinzessin gesehen hätte. „Nein“, antwortete sie. „Es ist doch merkwürdig,“ sagte der Prinz, „daß ich drei Jahre lang nur an die

junge Prinzessin gedacht habe, aber nun suche ich nicht mehr nach ihr. Hier im Walde lasse ich mir ein Jagdschloßchen bauen und will mein Lebtag hier wohnen.

Gesagt, gethan! Biemlich nahe der Quelle, wo Adalmina damals verwandelt war, ließ er sich ein kleines Schloß bauen. Nun war der Prinz an einem sehr warmen Tage weit gegangen, recht tief in den kühlen, schattigen Wald hinein, wohin sich nicht oft Jemand verirrt, und da ihn heftiger Durst plagte, und er das Rauschen einer Quelle hörte, so bahnte er sich durch das dichte Unterholz einen Weg bis dahin und beugte sich nieder, um zu trinken. „Was mag denn auf dem Grunde des Wassers so wunderbar glänzen?“ sprach er; „ich will doch sehen, was das ist!“ So beugte er sich tiefer, tauchte den Arm hinein und zog eine goldne Krone heraus, auf deren Spitze eine köstliche, ächte Perle glänzte. „Wenn dies Adalminas Krone wäre,“ dachte er, und spornstreichs ritt er damit nach dem Königschloß.

Raum erblickten König und Königin die Krone, so riefen sie wie aus einem Munde: „Adalminas Krone! Adalminas Perle! Ach, wo ist sie selbst? Wo ist unsre geliebte, schöne, junge Prinzessin!“

Nun rechnete der König aus, daß seine Tochter

gerade achtzehn Jahre zählen müsse, falls sie noch lebe. Er erinnerte sich an die Prophezeiung der rothen Fee, und ihm fiel ein, daß es so gekommen sein könne, wie es wirklich gekommen war. Deshalb erließ er einen Aufruf, daß sich an einem bestimmten Tage alle achtzehnjährigen Mädchen am königlichen Hof einfinden sollten. Diejenige, auf deren Kopf die Krone passe, solle als die verlorene Prinzessin anerkannt werden.

Selbstverständlich begaben sich sämtliche achtzehnjährige Töchter des Landes nach dem Schloß, ja manche, die ein wenig älter oder jünger waren, hatten das völlig vergessen. Es war ein wunderschöner Sommertag, und in langen Reihen standen mindestens tausend Mädchen dort, um ihr Glück zu versuchen. Von früh Morgens bis zum Abend wanderte die Krone von einem Kopf auf den anderen, aber sie paßte durchaus nicht. Zuletzt fingen die Mädchen an zu murren, und einige sprachen: „Der König treibt seinen Scherz mit uns — wir sollten loosen um die Krone und den prinzlichen Gemahl!“

Das erschien dem Prinzen Sigismund aber ganz verkehrt, und er bat, doch bis Sonnenuntergang Geduld zu haben, und damit gab man sich zufrieden.

Kurz vor Sonnenuntergang wurde ein Wächter

aufgestellt, um zu sehen, ob noch Jemand auf der Landstraße daher käme. Der Prinz rief ihm zu: „Der Abend vergeht; Wächter, siehst Du Jemand kommen?“

Der Wächter antwortete: „Ich sehe die Blumen ihren Kelch zum Schlaf schließen, denn bald wird die Nacht hereinbrechen, aber auf der Straße kommt Niemand daher.“

Wieder nach einer Weile fragte der Prinz: „Der Abend verstreicht; Wächter, siehst Du Jemand kommen?“

Der Wächter antwortete: „Ueber die sinkende Sonne zieht eine Wolke, und die Vöglein verstecken das müde Köpfchen in den Flügeln. Die Nacht bricht an, aber es kommt Niemand.“

Noch einmal fragte der Prinz: „Der Tag geht zu Ende; Wächter, kommt noch immer Niemand? —“

Da aber antwortete der Wächter: „Weit hinten am Waldessaum steigt eine leichte Staubwolke auf; nun zieht sie näher, und ich erkenne ein Hirtenmädchen, das Ziegen vor sich hertreibt.“

„So werden wir dem Hirtenmädchen die Krone anversuchen,“ sagte der Prinz. Die anderen Mädchen aber, die sich sämmtlich für etwas Besseres hielten, riefen laut: „Nein, nein!“ Der König indessen befahl, das Hirtenmädchen hereinzuführen, und als man ihr

die Krone aufsetzte, siehe, da paßte sie ihr wie angegossen.

Inzwischen war die Sonne untergegangen, und es ward so schnell finster, daß man das Gesicht des Hirtenmädchens nicht recht erkennen konnte. Prinz Sigismund dachte bei sich: „Der liebe Gott will, daß ich diese Aermste zu meiner Gemahlin erhebe, und das thue ich, denn ich habe sie ja im Walde bei der alten Frau gesehen und weiß, daß Sonnenschein sie umgiebt, wo auch sie weilt.“ Und alles Volk rief laut: „Lang lebe Prinz Sigismund und Prinzessin Adalmina!“ — Manche murmelten freilich spöttlich: „Es ist ja nur eine arme Hirtin!“

Nun wurde das Mädchen mit der Krone auf dem Haupt in den großen Königsaal geführt, der im Licht von tausend Kerzen glänzte. Aber herrlicher als alles Licht strahlte Adalminas wunderbare Schönheit, wie sie plötzlich in goldnem Gewande dastand. Denn sobald sie die Perle trug, besaß sie auch wieder die Gabe der rothen Fee und was das Beste war, es verblieb ihr ferner die Gabe der blauen Fee, das gute demüthige Herz. Da sich auch ihr Gedächtniß eingestellt hatte, so war ihr recht wohl erinnerlich, wie wenig gut sie damals gewesen, und sie hatte erfahren, um wieviel

glücklicher die Armen sein können, wenn sie einfältigen, demüthigen Herzens sind, als die Reichen, wenn der Hochmuth sie beherrscht. Da sank sie vor den Eltern auf die Kniee und bat sie um Verzeihung wegen ihres früheren Benehmens, und als Beweis wie sehr verändert ihr Herz war, führte sie die arme Frau aus dem Walde zu ihnen und sprach, diese umarmend: „Der Barmherzige ist bei aller Armuth reich; hat aber der Reiche ein hartes Herz, so leidet er Noth mitten unter seinen Schätzen.“ Die Anwesenden trauten kaum ihren Augen. Dann wurde die Hochzeit gefeiert, lauter Jubel herrschte im Königschlosse, und überall im Reich hörte man die Rede: „Schön ist Adalminas Perle, aber weit schöner ist ein demüthiges Herz!“







Su. vanilitt. 3.

Topelius

KANSALLISKIRJASTO-KANSALLISKOKOELMA



120 102 1568

x



Charles Scribner's Sons  
New York